

Der Kampf

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Wittenberg-Schweinitz, Corgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.
Haupt-Geschäftsstelle: Herz 42/43. Geschäftsvermittlung von 7 Uhr früh bis 7 Uhr nachm. S. Schriftleitung: Herz 42/43. Sprechstunde werktags 1/2-1/2 Uhr mittags.

Sozialdemokratie u. auswärtige Politik.

Die Leipziger Volkszeitung macht folgende beachtlichen Ausführungen:

Die Ereignisse der letzten Wochen, die Kriegesgefahr, die proletarischen Friedensdemonstrationen, der Völkervertrag, die Debatten des Reichstags in Berlin und des Westeuropäischen im Wiener Abgeordnetenhaus, haben gezeigt, wie die Sozialdemokratie immer mehr dazu gedrängt wird, ihren Einfluss auf die Gestaltung der auswärtigen Politik auszuüben. Nicht etwa, daß früher die Partei diese Dinge ohne Beachtung gelassen hätte — schon Marx wies ja in den Schlussätzen der Inauguraladresse der Internationale auf die Notwendigkeit hin, die Geheimnisse der auswärtigen Politik zu befragen —, aber die Macht der Sozialdemokratie war noch zu unentwikkelt, daß sie dem Gang der historischen Ereignisse mehr als ein schwaches Protest hätte entgegenstellen können. Je mehr jedoch die sozialen Gegensätze sich verschärften, je mehr der Imperialismus erstarbte und der Konstruktionskampf um den Weltmarkt den Weltfrieden erschütterte, desto unabweisbarer wurde die Notwendigkeit für das internationale Proletariat, seinen Einfluss auf die Gestaltung der auswärtigen Politik in die Wege zu leiten. Besonders gilt das für das deutsche Proletariat. Nicht bloß deshalb, weil Deutschlands politische und gewerkschaftliche Organisationen die stärksten sind, nicht bloß weil hier die Macht der organisierten Proletariats am weitesten reicht, sondern auch weil durch die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches das deutsche Proletariat in den Vorkampf gegen den Imperialismus gedrückt worden ist. Kein Staat der Welt ist so ruhelos, so unzufrieden, so selbstverleugend, so unzufrieden, wie das Deutsche Reich. Es bildet gewissermaßen die Ursache im Inneren des Imperialismus. Die deutsche Bourgeoisie stößt an allen Ecken an, gerade weil der deutsche Imperialismus noch in den jugendlichen Hegejahren seiner Entwicklung steht. Überall will er haben, haben, und überall wird er zurückgewiesen; denn andere Raumbedürfnisse, die älter und größer sind als er, haben ihm die letzten Weiten schon lange weggeschnappt. Deshalb hat der deutsche Imperialismus nicht bloß die Aufgabe der Ausbreitung in Deutschland, sondern auch die Aufgabe gegen den Imperialismus auf den Weltmärkten aufzunehmen; denn hier liegt die Entscheidung.

Diese erweiterte Aufgabe des deutschen Proletariats — den Vorkampf zu führen gegen die letzte, gefährlichste und gleichzeitig machtvollste Organisation des Kapitalismus — hat natürlich auch geteilte Verantwortung für die deutsche Sozialdemokratie herbeigeführt. Das deutsche Proletariat, den Imperialismus zu bekämpfen, wird in den ausländischen Vorkämpfen auf erfrischte Verfolgung und leicht zur Nichtbeachtung anmerksamer die Haltung des deutschen Proletariats in diesem letzten Kampfe.

Was ist nun unsere Aufgabe? Bei der Stellungnahme zur auswärtigen Politik muß — das liegt im Wesen der Sache — der internationale Charakter des Sozialismus noch stärker beachtet werden, als sonst. Nur der bequemere — billigen Manier, die früher recht gebräuchlich war, die Politik fremder Staaten zu loben, um die der eigenen Regierung desto nachdrücklicher kritizieren zu können, ist man freiwillig immer mehr abgekommen. Diese Methode hatte den ungewollten Effekt, unseren ausländischen Genossen die Kritik an der Haltung ihrer Regierungen zu erschweren. Aber noch andere Methoden gibt es, die zu ersten Bedenken Anlass geben und die gerade in der letzten Zeit häufiger zur Anwendung gelangt sind. Wir meinen damit die Falschheit, daß man sich manchmal mit Windmühlen und Beträgen der kapitalistischen Staaten einverstanden erklärt hat, auf deren Gestaltung wir keinen Einfluss haben, deren Inhalt wir nicht einmal genau und reiflich kennen, und — was das Wichtigste ist — die abgeschlossen sind, um sich gegen andere Staaten zu wenden, allein Gerade von dem „rein defensiven Charakter“ solcher Verträge unbedeutet. So ist beispielsweise der Dreibündnisvertrag geschlossen worden als „Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung“. Aber dieser Dreibündnis hat mit innerer Logik sein Gegenbild geschaffen, zuerst den Zweibündnis, der sich später zur letzten Tripartiten ausgewandelt hat. Heute ist das gesamte kapitalistische Europa geteilt in die beiden Kriegslager, die Dreibündnis, die Tripartiten! Und wie „rein defensiv“ der Dreibündnis ist, das beweist ja gerade jetzt die Haltung Oesterreichs, das gekränkt durch den Vertrag mit Deutschland und Italien, vor drei Jahren mitten im Frieden Bosnien raubte — Italien machte es im vorigen Jahre in Tripolis genau so — und jetzt ob seines Strafecks mit Serbien einen Weltkrieg heraufbeschwören möchte. Sich von sozialistischer Seite aus auf den Boden des Dreibündnis zu stellen, wie es bei den Eisdebatte am letzten Dienstag Gen. David tat, ist also eine reine Unmöglichkeit und führt letzten Endes zur Verzerrung der Internationalen. Wenn wir uns auf den Boden des Dreibündnis stellen, so dürfte man unseren Genossen in Frankreich, England und Rußland es nicht verdenken, wenn sie sich auf den Boden der Tripartiten stellen wollten; denn so „rein defensiv“ wie der Dreibündnis ist die Tripartiten schließlich auch noch. Und diese Stellungnahme zugunsten des Dreibündnis wird auch nicht gerechtfertigt durch den Hinweis auf Rußland.

Genosse David führte in dieser Hinsicht in seiner Reichstagsrede vom 8. Dezember folgendes aus:

Wir wissen sehr wohl, daß in Rußland eine panlawistische Kriegspartei an der Arbeit ist, deren expansive Bestrebungen auch nach dem Westen gehen. Doch wird diesen Bestrebungen in keiner Weise Vorhieb zu leisten geneigt sein, das geht aus unserer ganzen Haltung zu Rußland hervor. Wenn wir hier von Rußland sprechen, meinen wir nicht das russische Volk, sondern wir meinen das System des Zarismus, dieses Autokratie und Absolutismus, dieses System, das mit Kräfte und Gelingen die gesunde Entfaltung im Innern hemmt, das System, das fortgesetzt neue Länder an sich reißt in unerfütterlicher Hand- und Mächtigkeit. Wir sind selbstverständlich der Meinung, daß nichts geschehen dürfte, um den berechtigten Ruf zu machen, über Deutschland oder auch über Oesterreich herzufallen. Wie wir zu einem provokativen Angriff von Rußland aus stehen, das hat mein Parteifreund und Bebel vor einigen Jahren deutlich genug ausgesprochen, als er erklärte, daß er in diesem Falle selber noch bereit sei, die Spitze auf den Dandel zu nehmen.

Und ähnlich so drückte sich auch nach einem telefonischen Bericht des Vorkämpfers aus Wien Genosse Kerner im Abgeordnetenhaus des österreichischen Abgeordnetenhauses aus:

Leider entscheiden die Sozialdemokraten noch nicht und es gibt noch keine Angriffs- und Verteidigungskriege. Wenn wir durch Ihre schmerzliche Schuld in einen Verteidigungskrieg gezwungen sind, so werden wir — wir und unsere Genossen in allen Ländern, auch Bebel in dem deutschen Reichstage habe darüber niemals im unklaren gelassen — selbstverständlich nicht überleben, daß es unsere eigenen Leute sind, die dann am meisten bedroht werden. Dazu brauchen wir nicht nur Ihre patriotischen Märdchen. Wir sind, damit wir es genau verstehen, heute es ausdrücklich, weit entfernt für die unbedeutendsten Interessen Politik einzusetzen, und können doch mit aller Bestimmtheit wiederholen, was wir in Basel gesagt haben, was das alte Vorkämpfer des europäischen Demokratie ist: Wenn die spärlichen Rechte und Freiheiten, die wir errungen haben, — durch den russischen Zarismus bedroht werden sollten, dann sind wir zur Abwehr gezwungen und bereit.

In beiden Redenungen steht die Unterzeichnung sowjetischer „Angriffs- und Verteidigungskriege“ wieder, in beiden auch die Verurteilung auf Bebel. Nun ist schon auf dem Parteitag in Offen von Kräfte und anderen nachgewiesen worden, daß die Unterzeichnung der Kriege in Angriff- und Verteidigungskriege sinnlos und auch unmöglich ist. Wer war 1870 der Angreifer? Bismarck, der die Emser Depesche fälschte, oder Napoleon, der sich in eine Situation hatte hineinmanövriert lassen, daß er den Krieg erklären mußte? Nichts leichter, als einen „Angriffskrieg“ zu probieren. Und was die Verurteilung Bebel anging, so sollte man sich erinnern, daß sie in eine Zeit fiel, die vor der deutschen Revolution lag. Doch dieses weltgeschichtliche Ereignis ist heute überholt worden. Heute liegen die stärksten Gewalten hier, daß der russische Zarismus nicht so leicht einen Weltkrieg entfesseln wird, genau da, wo sie auch für Deutschland und für die Regierungen oder anderen kapitalistischen Staaten liegen, nämlich in der Furcht, daß der Anfang des Weltkrieges der Anfang der Weltrevolution wäre. Seitdem die soziale Bewegung des russischen Reiches so weit vorgeschritten ist, wie uns die Jahre 1906-08 beweisen haben, ist die Stellung Rußlands für die Internationale keine Ausnahmestellung mehr. Und wenn wir auch heute noch erklären wollen, gegen den russischen Despotismus greifen alle Sozialdemokraten zur Spitze, denn der russische Zarismus bedeutet die ägliche Gefahr! so können die polnischen Sozialdemokraten mit dem gleichen Recht erklären: wenn der deutsche Despotismus einen Angriffskrieg gegen Rußland macht, so greifen wir alle zur Spitze, denn der deutsche Despotismus ist für die Polen das Schlimmste, das es gibt! Die Internationale wäre damit gerissen.

In Wahrheit stehen die Dinge so: die kapitalistische Welt Europas steht, in zwei politischen Staatenparteien organisiert, einander kampfbereit gegenüber: die Dreibündnis, die Tripartiten! Das internationale Proletariat hat mit seinem der beiden das Geringste zu tun! Es steht über beiden als die Internationale des Weltfriedens. Der Kampf gegen den Despotismus der Einzeländer ist Sache der sozialdemokratischen Partei des betreffenden Landes. Ein einzelnes Land jedoch herauszugreifen und es als den gemeinsamen und ganz besonderen Feind aller anderen Länder zu bezeichnen, gegen den auch die Sozialisten dieser Länder zur Spitze greifen würden, ist heute nicht nur überflüssig, weil überholt, sondern auch im höchsten Maße gefährlich und wider der Idee des Weltfriedens nur schaden, nicht nützen. Wie sehr das tatsächlich für die Davidische Rede zutrifft, geht aus der Haltung der bürgerlichen Presse hervor, die aus ihr für das kapitalistische Bewußtsein sehr beruhigenden Schluß zog, daß man ruhig zu Felde ziehen könne, die deutsche Arbeiterklasse werde sich nicht regen. Sollte das der gewollte Effekt von Basel sein?

Gegen das Koalitionsrecht.

Vus dem Reichstage.

Es war wirklich eine Art Demonstration, die die Reichsregierung in der Dienstag-Sitzung des Reichstages gegen die Grundrechte des Volkes unternahm. Nachdem der Staatssekretär des Innern, der preussische Kriegsminister und der militärische Bundesratsbevollmächtigte Bayerns auf, um die wagnisvollen Theorien gegen das Koalitionsrecht und seine praktische Anwendung zu verurteilen. Um die Theorie ist es ihnen hierbei natürlich gar nicht zu tun. Die muß herhalten und wird deshalb gerecht gemißt und wenn es nottut, brutalisiert, um die unerhörte Willkür rechtfertigen zu können. Das ist ja eine alte preussisch-reaktionäre Leubung; man wagt irgendwem den formalen Schein, mit irgendwelchen noch so haarsträubenden Demonstrationen!

Dieser Reaktionsform, der sonst strenge Methode hat, ist zu meinen raffiniert. Im Dienstag allerdings nicht! Die Willkür staatsrechtlicher Konstruktionen war nicht einmal schau, geschweige gefährlich. Es war eine plumpe und durchsichtige Wache, deren Autoren sich kaum scheuen zu verstehen zu geben, daß es ihnen schließlich nur auf den Endzweck ankommt, ihre Macht zu brauchen gegen den unbeherrschten Anbruch von unten.

Die fortgeschrittene Interpellation über die Beinträchtigung der Koalitionsfreiheit der Staatsarbeiter, namentlich soweit sie im Militärarbeiterverein organisiert sind, wurde von Herrn Dr. Müller-Meinungen begründet. Der Interpellant beding den Fehler, allzuweit in seiner Rede unterbringen zu wollen, hat den Angriff auf die im letzten Jahr schuldige Regierung zu langgezogen. Die gelegentlichen Bemerkungen gegen die freien Gewerkschaften waren ebenfalls unrichtig wie unangebracht, und schließlich nur geeignet, bei der Regierung und den reaktionären Parteien ganz überflüssige Freude auszulösen. Aber die Rede enthielt doch manches interessante Moment und reichhaltiges Tatsachenmaterial. Man darf in jedem Zusammenhang nicht vergessen, daß den Fortschrittler naturgemäß viel daran liegen muß, ihr eigenes Werk — das Vereinsgesetz — gegen den so naheliegenden Vorwurf zu schützen, es sei ungenügend, und mit ganz unzureichenden Garantien versehen. Was in den letzten Jahren vorgefallen ist, und was allem die Anzeichen, deren das Gesetz durch eine zur Unterdrückung entschlossene Regierung fähig ist, nicht ihnen den Grad der „Vollkommenheit“ ihrer Leistungen enthielt haben.

Was die Regierung sich am Dienstag in der deutschen Volksvertretung geleistet hat, geht tatsächlich über die „Duischur!“ In wohl vorgehender Arbeitsteilung unternahm sie die regelrechte Attacke gegen das Koalitions- und Vereinsrecht. Zuerst hatte Herr Dr. Delebrü die juristische Autorität zu markieren, und in allgemeinen Ausführungen nachzuweisen, wie ungenügend „enue Genossen“ den „elementaren Bürgerrechten“ gesogen sind. Dann mußte Herr v. Heering in der Kommission die Unentwikkeltigkeit des Militärarbeitervereins nachweisen, und schließlich hat ein bayerischer Kollege die Aufgabe, ihm solidarisch beizustehen.

Dieses Programm wurde gemessenhaft ausgeführt. Der Staatssekretär des Innern riskierte eine handhüben Konstruktionen, die über alles Maß des Logik und juristisch Erlaubten unglücklich weit hinausgingen. Er erfüllte seine Aufgabe mit der bürokratischen Sicherheit, die sein Auftrag erforderte, und das gleiche zweifelhafte Kompliment kann man den beiden uniformierten Rednern machen: daß sie einen Mut bewiesen haben, der an Eisenfestigkeit grenzen könnte.

Genosse Bauer antwortete ihnen als erster Redner aus dem Hause. Der sozialdemokratische Redner neigte den militärischen Auslegungsvorträgen mit einer ruhigen und sicheren Schlagfertigkeit heim, und er hatte trotz der Bedenken des antireaktionären Vorkämpfers einen vollen Erfolg, als er den „Rechtsismus“ der vorangegangenen Oberbankengänge und Gebankensprüfungen feststellte. Diesen tollrühnen Kunststücken und dieser Willkürpolitik gegenüber entwickelte unser Genosse den Standpunkt der Sozialdemokratie. Es gelang ihm, die Aufmerksamkeit des Hauses, in dem zu Beginn seiner Rede noch die Regierungserklärungen lebhaft besprochen wurden, zurückzuziehen.

Im folgte der Zentrumsgewerkschaftler Schirmer, dessen patriotische Trieben häufiger, als er es genügt hätte, ungenügende Sicherheit ergaben.

Die Debatte wird Mittwoch fortgesetzt, von unserer Fraktion wird noch Genosse Böhle sprechen.

Politische Ueberblick.

Halle a. S., am 9. Dezember 1912.

Wahlrechtskampf ist Nachkampf.

Das wissen vor allem die Punkte ganz genau. Ihr Führer, der Herr von Seydewitz, hat dieser Tage auf der Landesversammlung der sächsischen Konföderation in Dresden eine politische Rede gehalten, in der er nach dem Verichte bürgerlicher Blätter sagte:

Für die Konföderation in Preußen ist gegenwärtig die Verenderung des Wahlrechts von hoher Wichtigkeit. Allerdings nur in negativer (ablehnender) Hinsicht, denn eine besondere Neigung, das Wahlrecht zu ändern, besteht bei den preussischen Konföderation begünstigenderweise nicht. Die Verantwortung auch nach außen hin ist dafür zu groß, denn die

Holgen sind nicht abzulehnen, wenn der größte deutsche Bundesstaat das Wahlrecht zugunsten linkschönerer Parteien ändern würde. Da indes in der Politik die Macht den Ausschlag gibt, lassen sich die preussischen Konventionen den Willen zur Macht nicht nehmen. Verlieren sich die preussischen Nationalparlamentarier früher linkschön angelehnt, um das Müsse das Netz eines jeden wahren Patrioten anzubringen.

Den alten Feind der Konventionen, die Nationalparlamentarier mit liberalen Verdächtigungen im Schilde zu halten, verfehlt auch Heidebrand nicht, trotzdem alle Welt bestreift sich, daß die Nationalparlamentarier erbitterte Gegner einer Wahlreform in der Richtung auf Gleiches Recht zu sind. Im übrigen aber ist es immer erfreulich, daß die Junter offen erklären, der Kampf um Wahlrecht ist keine Frage der Gerechtigkeit, des Fortschritts, des Volkswohls, sondern eine Frage der Macht. Die Massen erfahren wieder, daß sich die Junter ihre Macht nicht nehmen lassen, das heißt: ihre Macht nicht freiwillig hergeben. Sie werden alle Staats- und Genossenschaft anwenden, um an der Herrschaft zu bleiben. Die Arbeiterklasse hat sich auf diese Machtkämpfe vorzubereiten. Es geht dann um die Entscheidung!

Das Wahlrecht beschützt den Geldsack!
Warum fordern die Arbeiter das Reichstagswahlrecht für Preußen? Herr v. Redlich hat die Frage der letzten Reichstagskonferenz der Preussenkongregation (Reichspartei) also beantwortet:

In dem gleichen Wahlrecht glauben ihre Führer das Mittel erhalten zu haben, dem Proletariat die politische Vorbereitung zu ertönen und es so instand zu setzen, das Ziel der Bewegung, mühselos an den Wählern teilzunehmen, die andere erworben und erpart haben, auch wirklich zu erreichen.

Jetzt wissen es die Arbeiter: Es ist fremdes, von anderen erworbenes und erpartes Gut, das sie sich durch ihren politischen Kampf mühselos aneignen trachten. Die Milliarden und Abermilliarden des Nationalreichtums, die sich in den Händen einer dünnen Oberschicht befinden, sind von dieser „erworben und erpart“ und nicht etwa durch die Arbeit der Massen zustande gekommen. Herr v. Redlich, der Führer der antilabordemokratischen Sammlung in Preußen, betrachtet die Masse der Weislosen nur als eine Horde räuberischer Weitzier, die ihre Hände nach fremdem Eigentum ausstrecken.

Es gilt, den Besitz der Weislosen zu säubern, den Anspruch der arbeitenden Massen auf ihren Anteil am Nationalwohlstand nach dem Bewußtsein der Reichsversammlung zurückzuweisen. Das ist der eigentliche Sinn der Sammlung in Preußen. Und es ist ihrer interessant, zu hören, daß Herr v. Redlich auf obiger Forderung ein festes Bündnis mit den Nationalparlamentarier für die kommenden preussischen Landtagswahlen in sichere Aussicht stellen konnte.

Das Schlepplimonopol.

Im Dreifachsenzug beschließt man sich am Dienstag mit der zweiten Lesung des Schlepplimonopoles. Die Kommission hat die Regierungsvorlage eingebracht. Der Dortmund-Ems-Kanal soll nicht unter das Schlepplimonopol fallen, oder es soll dort der privaten Schlepper erst ein Ende gemacht werden, wenn sie sich nicht mehr rentieren, und auch dann soll das nicht durch Gesetz, sondern durch eine königliche Verordnung geschehen. Die Konventionen haben feinerzeit durchgesetzt, daß das Schlepplimonopol in das Kanalgesetz aufgenommen wurde, damit die Regierung im Dienste der Großgrazrier eine die Betriebsdreie drückende Einfuhr von Getreide aus dem Ausland verhindern könnte. Heute liegen die Dinge anders, die Konventionen halten genau noch der Reichsversammlung fest, obgleich es nicht mehr den Charakter trägt, der ihm damals aufgedrückt wurde, die anderen bürgerlichen Parteien aber sind mehr oder minder starke Gegner des Schlepplimonopols, das

dem Privatkapital eine ertragreichere Beschäftigung entgegen will. Genosse Leinert teilte sich zunächst aus den Munden der ursprünglichen Regierungsvorlage, daß die Monopole des Staates denen des Privatkapitals vorgezogen seien und eine notwendige Angemessenheit der Bahn aus Sozialerhaltung der Gesellschaft darstellte. Liner Redner begründete dem entsprechenden Anträge, die aus dem Dortmund-Ems-Kanal unter das Monopol stellen, sowie die durch die Verstaatlichung des Schleppbetriebs geschädigten Arbeiter, Angestellten und Kleinunternehmer entzogen werden. Er führte auch aus, daß die wirtschaftliche Entwicklung selbst schließlich zur Demokratisierung des Staates zwingen werde, um von dem wachsenden Druck des vertriebenen Kapitals befreit zu werden. Die Debatte kam noch nicht zu Ende und wird am Mittwoch fortgesetzt.

Am die fortpresse „Oskarverfolgung“.

Am 1. Januar 1913 ab gelangt die Oskarverfolgung an die in den Provinzen Posen und Preußen stationierten Reichsbeamten nicht mehr zur Auszahlung. Etwa 800 Reichsbeamte aus den beiden Provinzen hatten sich am Sonntag in Posen zu einer Versammlung zusammengefunden, in der sie gegen das Aufheben der Zulagen Protest erhoben. Vertreter der Konventionen, der Nationalparlamentarier und der Fortschrittler erklärten, dafür eintreten zu wollen, daß die Oskarverfolgung auch fernerhin gezahlt werden. Solange jedoch das Zentrum an seiner ablehnenden Stellung festhält, ist es ganz ausgeschlossen, daß diese Zulagen, die immer nur den Charakter der Warrentulage getragen haben, weiter bezahlt werden können. Die Sozialdemokratie ist ganz bereit, einer Aufhebung der sämtlichen unteren Postbeamten zugunommen; der Staatssekretär des Reichspostamts und die für die Oskarverfolgung begeisterten Parteien sind aber für diesen Vorschlag nicht zu haben, so daß sich die Entrüstung der Postbeamten eigentlich gegen diese Parteien wenden müßte.

Reichstags-Wahlwahlen.

1. Zur Nachwahl in Stolp-Lauenburg. Der Termin für die durch den Tod des konventionellen Abgeordneten Wille notwendig gewordene Reichstagsersatzwahl ist auf den 23. Dezember festgelegt worden. Der Kandidat wird bei der Regierung dahin wirken, daß dieser Wahltermin, der namentlich für die Kaufleute sehr ungünstig ist, eine hinauschiebung erlährt; auf einen Erfolg dieser Bestrebungen wird allerdings der Kandidat selbst kaum zu rechnen wagen, denn je weiter der Wahltermin hinausgeschoben wird, desto kritischer wird die Situation für den Kandidaten. Der Kandidat hat den Direktor Peter Schmidt-Steig als Kandidaten aufgestellt. Herr Schmidt war noch vor einigen Jahren einer der strupellosesten Schleifführer der Schärmarde, der sich in seiner Feindschaft gegen die Arbeiterklasse von den Konventionen wohl nicht fernerlich abhob. Seit einigen Jahren ist Herr Schmidt Direktor eines wirtschaftlichen Verbandes und ist mit seinen Schärmaßeßallern nicht mehr so oft an die Öffentlichkeit getreten. Die Fortschrittler rechnen natürlich für den Fall, daß es ihnen gelingen sollte, eine Stichwahl herbeizuführen, auf die sozialdemokratische Hilfe. Sie werden sich aber bei ruhigen Nachdenken selbst sagen müssen, daß Arbeiter ihre Stimmen einem solchen Schärmarde nicht geben werden. Für die Sozialdemokraten kandidiert wieder Genosse Seidel, Gewerkschaftsbeamter in Danzig. Die Konventionen stellen den Srät Dr. Pösch als Stolz auf.

Am Januar wurden abgegeben 15 405 konventionelle, 8707 fortschrittliche und 2781 sozialdemokratische Stimmen. Ob es den Fortschrittler gelingen wird, eine Stichwahl herbeizuführen, ist recht zweifelhaft. Stolz liegt in Ostpreußen.

2. Gegen die Wahl des Abg. Raempff in Berlin I. In I. erneuert Protest eingelegt worden. Der Protest stützt sich zunächst auf die Tatsache, daß die Wahlprüfungskommission bereits festgestellt, daß im ersten Berliner Wahlkreise bei der Benutzung nach Schluß der Wahlprüfungen über 400 Personen gezeichnet worden sind, und über 100 Personen neu Aufgenommen sind. Von den Gezeichneten war der übergroße Teil im ersten Wahlkreise maßgebend. Hätten die zu unrecht Ge-

zeichneten wählen können, dann wäre schon bei der Hauptwahl im Januar nicht Kampf, sondern Dinell gewählt worden. Sodann hätte es zu einer Nachwahl überhaupt nicht kommen können. Aber auch in der Nachwahl hat Herr Raempff nicht die notwendige Stimmenzahl gefunden, weil über die Majorität von 130 Stimmen hinaus viel mehr Wähler zu unrecht aus der Liste gestrichen worden sind. Sodann wird darauf hingewiesen, daß auch bei der Nachwahl noch Streichungen aus den alten Wählerlisten vorgenommen wurden, gleichzeitig aber auch Nachtragungen erfolgten. Die Aenderung der Wählerlisten gründet sich auf einen Magistratsbeschuß vom 26. Oktober 1912. Auch diese Streichung ist durchaus unzulässig, da dem Magistrat nicht freistellt, nach Schluß der Wählerlisten noch Streichungen vorzunehmen.

Deutsches Reich.

Die „Opposition“ des Zentrums ist schon verlegt. Die „Streitsverklärung“ Epaphras war der Höhepunkt des Kampfes, nun hört man nur noch einigen Müdigkeitsanreden. Die Opposition hat der Abgeordnete Schröder folgende Anfrage im Reichstag eingebracht:

„Mit dem Herrn Reichsminister bekennt, daß das Großherzoglich badische Ministerium des Innern einen auf den 11. Dezember d. J. in Forstheim angeordneten Vortrag eines Leitenden mit dem Thema: „Die Wahrheit über den Verfall der Reichsminister“ hat und hält er dieses Vorgehen mit seiner Erklärung vom 4. Dezember d. J. über den Verfall des Bundesrats vom 28. November d. J. für vereinbarlich? Der Reichstag geht am Donnerstag in die Weimarer Session, so daß die Beantwortung der Anfrage erst am Dienstag, den 3. Januar 1913 erfolgen kann. Ob man die falsche Behauptung so lange lügen erhalten kann, ehestens zurückgezogen wird, freilich ist es ein unerhörter Skandal und eine Unwürdigung, daß die deutsche Kultur einen Vortrag eines Leitenden mit brutaler Gewalt und auf Grund von „Befehlen“ unterbreiten kann.“

— Eine Zahlstelle des Landarbeitersverbandes für „politisch“ erklärt: Die Ortsgruppe Hannover des Landarbeitersverbandes wurde gemeinsam mit dem Gewerkschaftsrat für „politisch“ erklärt. Eine große Zahl Parteimitglieder, die sich entschlossen haben, am Samstag dem Regierungspresidenten in Regensburg glatt abzugeben. Die Behörde geht jetzt gegen die benachbarten Ortsgruppen in gleicher Weise vor. Die Ortsgruppen der Gewerkschaften sind unerhörlich; Sie haben aber schließlich das Gute im Gefolge, daß sie alle Gewerkschaftsmitglieder in die Reihen der Partei treiben. Die Partei quittiert darüber.

— Das Gornberger Schloß in Mecklenburg. Die Landesregierung für Mecklenburg meldet, daß der sogenannte Landtag nach langwieriger Kommissionsberatung die Verfassungsmäßigkeit der mecklenburgischen Verfassung abgelehnt hat, und zwar die „Ritterschaft“ mit 64 gegen 27 Stimmen, die „Landchaft“ mit 81 gegen 9 Stimmen. Es bleibt alles beim Alten!

— Tolle Spionensucht. Der Metallarbeiterverband hatte sein Mitglied Soblich in Dessau beauftragt, für die Abteilung „Arbeiterjugend“ auf der Leipziger Bauausstellung einen Photographen im Halbesburger Bohlenlager zu photographieren. Die seit Wochen aus allen Bränden nationaler Wachmannschaften nahmen den „gefährlichen“ Photographen als Spion fest, er mußte hinter Schloß und Riegel wandern. Jetzt ist er zwar wieder aus dem Gefängnis entlassen, aber es ist gegen ihn ein „Verfahren“ aus dem Gefängnis vom 8. Juli 1898 eingeleitet worden.

Die Konventionen verdrängen auch die nationalen Staatsarbeiter. Nach berühmten Mustern beurteilt der konventionelle Reichsbote alles, was nicht im Interesse der Schärmarde liegt. So jagt er vor einigen Wochen gegen die Staatsarbeiterverbände vom Heber, die nach einer seiner Ansicht durch ihre Neutralität die „Geschäfte der Sozialdemokratie“ befragen. Jetzt teilt der Reichsbote mit und meldet mit, daß sich durch die Abgabe eines Reichsartikels deutscher Staatsarbeiter bereinigten Verbände befehligt füllten: der Telegraphenarbeiterverband (Sib Berlin) und der Eisenbahnerverband (Sib Berlin), dessen Vorsitzender am Sonntag in der Neuen Welt unter Gewissen Vorwärt aus einer Verammlung wies. — Armer Reichsbote, tröste dich: die beabsichtigten Verbände werden keine erhebliche Genugung für die „Belebung“ finden.

Lügen. (Nachdr. verb.)

Geschichten vom Kriege von Gustaf Janzon.

Auf dem Hügel des Bügels lag Fernel bei platt auf dem Sand und starrte über die Landschaft hin. Als er jetzt wiederum den Abhang hinaufgeklommen war, hatte er gesehen, daß sich in den Äuinen auf der Höhe südlich der Schlucht etwas bewegte. Ein silbergraues, feingebogtes Pferd wartete neben einem Steinhaufen.

Djafar hatte seinen Stand hinter einer Mauer, deren obere Hälfte aus einem Steinbau war. Er packte einige Steine aufeinander, stellte sich drauf und sah nun über den Rand der Mauer. Das bronzenfarbene Gesicht war noch regungslos als sonst, aber in den Augen flammte und erlösch Bliz auf Bliz. Sein Gehirn arbeitete rastlos.

Was seine Stunde gekommen? War sie wirklich gekommen? Sieh, da schmetten sich plötzlich einige dunkle Punkte gegen den Sand ab. Djafar richtete den Feldstecher auf sie. Es waren türkische Soldaten. Der Leutnant mit dem großen Knabenaugen, der so finstlich wichtig tat, hatte mit seinem Gelot das Haupt bei verlassen. Djafar beobachtete sie mit Interesse.

Weiterhin auf der anderen Seite des Hügels war der Boden eben wie ein Zeller. Es galt unglücklich über diese offene Fläche zu kommen und eine der heißen Sandwellen am Munde verschlingen zu erreichen.

Die Leute krochen vorwärts, einer nach dem andern; voran ein bärtiger, breitschultriger Korporal, der den Weg wies. Hinter ihm her kamen die übrigen und jagten eine freie Straße durch den hohen Sand. Djafar sah die Soldaten so, wie der Leutnant. Er hob die Hand, die er auf dem Kopf und spähte geradeaus, hernach jagte er einige Worte zu den Soldaten. Der Korporal an der Spitze hand auf und lief vornüberbeugt wohl zwanzig Schritte. Nach ihm hand der nächste Mann auf, gleich danach der folgende und dann der Reihe nach alle die anderen.

Djafar meinte die leuchtenden Sternchen bis zu sich herauf zu hören. Die Reihe Stige mit dem roten Winkel zusammengehörigen Leib und das Laufen antrengend.

Ein Weichen später lagen die Männer in einer Reihe an dem kleinen Abhang, der sie den Rücken der Feinde weiter im Norden entzog. Der junge Leutnant richtete sich auf den Armen hoch und spähte vorwärts. Was sich darauf schloßen, daß die Gegner den benannten Unfallstich gemerkt hatten.

Djafar sah die Soldaten in der Linie unten auf der Ebene. Als er unglücklich mit der Säule fertig war, tauchte weiter nach links hin etwas auf. Er blidete hin. Eine größere Gruppe marschierte in einer Senkung in nordwestlicher Richtung. Wenn Samlas Hügel nicht links von den Bügeln hätte, hätte er sie nicht gesehen, flatternde Burnisse, gelobenerne Pferde mit hübschgeschlagenen Sienesenführern, blanke Gewehrläufe und glänzende Waffen, die in der Sonne glitzerten. Gleich Abdallah sah mit seinen Arzenern in die Schlucht.

Mit einem raschen Nicken sah Djafar die Entfernungen zwischen der linken und rechten Gruppe und den beiden Abteilungen, die alle bestes Ziel hatten. Einweilen hatte das türkische Gelot noch den höchsten Berg. Als Djafar eine Weile das

Terrain unterfuhr hatte, sah er, daß er auch der schwierigste war. Eine einzige flache Ebene mit zwei oder drei der ersten Sandwellen, als sie kamen. Die Weiden hatten bogen in hart punktiertes Gelände vor sich. Solange sie die eingeschlagene Richtung beibehielten, waren sie durch eine Reihe niedriger Hügel gebet. Aber die Senkung, in der sie vorwärts zogen, bog nach Norden ab, wenn sie aus der heraus kamen.

Wagte begann die Weidenlinie vorwärts zu laufen. Ein Mann — das war natürlich Djafar, der tapferste Krieger des Stammes, der das Hüßvol anführte — zeigte mit seinem trummen Säbel nach rechts, und der ganze Haufe stürmte einen kleinen Abhang hinauf, rannte über ihn hinweg und verschwand an der anderen Seite.

Djafar hobt unwillkürlich die Hände, als er die schnelle Bewegung sah, die so rasch und unerwartet ausgeführt wurde. Aber Djafar hatte an vielen Gefechten teilgenommen, sein Mut war erprobt, seine Geschicklichkeit behält und seine Kühnheit behält. Der alte Scheich Abdallah hat ihm daran, als er Weichen würde, der aber Weichen nicht wollte.

Der Anruf von einem Soldat, der weit entfernt abgehört wurde, drang an Djafars Ohr.

Es war offenbar ein verabredetes Signal, denn auf einmal veränderte sich die Szene. Am westlichen nach links führte die Weidenlinie in voller Stürme vorwärts. Der Staub wühlte auf und hülfte Reiter und Pferde in seinen trauen Schleier. Aber durch den Schleier blitzten die Waffen. Und jetzt ... die Schär hatte einen Hügel hinauf, über den Stamm fort und war jetzt links verfallen.

Wenig auf der Ebene rannte das Hüßvol. Aber während sie nach Norden zogen, legten die Reiter einmitleinen nach Westen fort. Westwärts liefen viele Leute eine lang ausgebeugte Linie formieren, und die nachbegehenden Weiden führten wie toll vorwärts. Vor ihnen lag das punktierte Gelände, wo ihnen die Grundmannen entgegen in die Luft springenden Säuler und groß bewegten, die aber nicht weiter nach Norden.

Rechts hatte das türkische Gelot jetzt auch seine Stellung hinter der Sandwelle verlassen. Genesio wie das vorige Mal rannten die Leute vorwärts. Ihr Ziel war diesmal ein kleines Felmenwäldchen.

Djafar Feldstecher glitt hin und her zwischen den drei beschriebenen Abteilungen, die sich einer zweiten entgegenarbeiteten, von der er bisher noch nichts gesehen hatte. Aber jetzt trug der Wind den Schall von einem lebhaften Gewehrfeuer zu ihm herüber. Ein Schuß vor ihm hielt der Feind verückt und hoch, unterbrochen. Genesio, ab, sich bei ...

Der Feind hatte die letzten Mannschaften unter dem leuchtenden matte Witze, leuchteten auf, erlöschten und flammten wieder auf. Da waren die Unzulänglichen.

Nemand berührte Djafar leicht am Arm und er sah sich erbittert über die Störung um.

„Die Männer von El Mur, Hana und Derb warten hinter dem Hügel. Was ihre eigenen Scheich anlangen, falls sie es tun, folgen sie mir.“

„Gut! Sie sollen bleiben, wo sie sind.“ Djafar rannte sich wieder dem Hügel zu, um zu sehen, wie weit sein Heiligtum schon lange auf einem Reiter weit hinten im Weiden. „Was?“ brumnte er, und es flang wie das Anrufen eines gereizten Dumbes. Nein, er hatte sich nicht geirrt, der lodgewachene

Mann, der an der Spitze der Schär ritt, die jetzt eine nördliche Richtung eingeschlagen hatte, trug einen dunkelgrünen Turban und einen dunklen Mantel. Er trug eine kleine Kugel, die den Hauptmann des Regiments an sich trug, der jetzt die Spitze der Schär bildete. Er war ein sicheres Zeichen, daß der Scheich es zu einem ernstlichen Kampf kommen lassen wollte. Die heilige Farbe wurde nicht für Unternehmungen von geringerer Bedeutung mißbraucht. „Was?“ rief Djafar noch einmal. Der Mann an der Spitze des Scheichs Abdallah trug einen ebenfalls dunklen Turban. Er war wirklich so, sein einziges Kennzeichen trug nicht. Sein Bruder ... der jüngere Sohn ... war zum Nachfolger des Vaters angetreten. Jede Hoffnung auf eine Aenderung war ausgeschlossen. Der Gebante an fünfzig Jahre alt war. Er hatte die Hände in die Taschen gesteckt, die Hände waren nicht zu erwarten. Ein Ton, bei dem Meduel in sich zusammenkrachte und entsetzt seinen Herrn betrachtete, stieg aus Djafars Kehle.

„Sergeant Esuf?“ trauete er weiter.

„Hier!“ Der Hand an der roten Kopfbedeckung stand der Sergeant in großer Entfernung des linken Daules.

„Reite spornreits zu Scheich Abdallah hinüber und befehle ihm, den Angriff zu eröffnen.“

„Der Hauptmann hat ...“

„... mich gebieten, es die zu lassen. Die Zeit eilt. Reit augenblicklich!“ Djafar stampfte auf die Erde.

„Wenn dich der Hauptmann gebeten hat, es mir zu lassen, nun gut.“ Der Sergeant machte feht und eilte hinaus. Gleich darauf hörte man den Schußfall seines Pferdes.

„Der ... was heißt das?“

„Und keine Angst!“ fragte Meduel mit einem litzigen Seitenblick.

„Abwarten!“ Es war mehr ein Befehl, als ein Anruf. Djafar lehnte dem Vertrauten den Rücken zu und stellte sich wieder hin, um auf seine den Kampfplatz zu beobachten. Die Reiter hatten die Türken das Rückenwäldchen erreicht, das ihr nächstes Ziel bildete. Dort machten sie eintriften halt. Hinter den Stämmen der Bäume lauernd oder platt auf dem Erdboden liegend, brannnen sie ihre Patronen in rascher Folge ab.

Die Reiter von ihnen hatten sich die Weiden in kleineren Gruppen gesammelt. Hinter den Grundmannen der weggeprengten Hüter und aus dem Dickicht der Gärten schloßen sie ununterbrochen.

Djafar nicht, bis jetzt war der Kampf ganz so verlaufen, wie er es erwartet worden war. Er beobachtete die Entfernung zwischen den feindlichen Linien auf unglücklich veränderter Meter. Der türkische Zug hand etwas näher, die Weiden ein wenig weiter zurück.

Aus den Scheibenwänden der Italiener krachte ununterbrochen Gewehrfeuer. Die Verteidiger waren den Angreifern den bedeutend unterlegen, aber sie bestanden offenbar nicht daran, ihre Stellung zu räumen. Im Gegenteil, die Feuergefechteliebte nahm zu und ... Djafar prekte den Feldstecher auf, um auf beiden Seiten. Draußen im Sand, weit hinter der Stellung der Weiden, erprobte eine Granate. Der Boden wurde mit dem Schußfall von einem raschen Schuß nach allen Seiten, ein sormiger Bliz stürzte und ein schwarzer Anruf tönte herüber.

(Fortsetzung folgt)

Die Balkanreise.

Die Londoner Botschafterkonferenz

Die offiziöse in Paris verläuft wie, namentlich bestimmt aufzuheben kommen. Sie werde ferner die Beschlässe zu lassen, sondern nur eine möglichst genaue Liste aller Fragen aufstellen lassen. Über die Europa dann das entscheidende Wort zu sprechen habe. Die bevollmächtigten Vertreter der Balkanstaaten würden mit diesen Fragen zweifelslos befaßt werden; aber die Großmächte würden im Wege einer Konferenz oder auf andere Weise die Beschlässe der Balkanstaaten einer Revision unterziehen. Aus praktischen Gründen würden gewisse Fragen anderweitig behandelt werden. So dürften besonders die finanziellen Fragen in Paris erörtert werden.

Die internationale Lage

wird von den Diplomaten weiter optimistisch beurteilt. Nach einer der künftigen Zeitungen aus Berlin gedachten Meinung habe sie nicht nur keine Verstärkung angenommen, sondern es scheint sogar ziemlich sicher zu sein, daß in den letzten Tagen die Entspannung zwischen Wien und Petersburg gewisse Fortschritte gemacht habe. Der serbisch-österreichische Streit dürfe einseitig im Angesicht des demnächstigen Zusammentritts der Botschafterkonferenz.

Der Wechsel in der österreichischen Heeresleitung

Die Wiener verheißt, keine Schenkung der österreichischen auswärtigen Politik bedeuten, sondern sei ein Ereignis, das man längst erwartet habe. Wiener und Budapest Zeitungen verheißt, daß der Austritt des Kriegsministers von Aufschnayer schon seit längerer Zeit im Ausschicht genommen gewesen sei, während die Gründe, die seinerzeit für das Scheitern des Freiherrn von Högenhof von dem Posten des Generalstabschefs maßgebend waren, längst nicht mehr beiständen. So hätte man sich nicht auf Blahoslavetz des Freiherrn von Högenhof gegolten, dessen Rücktritt auf den Posten des Generalstabschefs daher nicht überraschend wäre.

Diesen „berühmten“ Veränderungen begegnet man jedoch selbst in österreichischen Abgeordnetenkreisen mit starkem Interesse; man erinnert daran, daß der Name Högenhof immer genannt wird, wenn es sich um eine politische Frage handelt. Die Tatsache, daß Österreich seine militärischen Vorbereitungen fortsetzt, läßt weiter darauf schließen, daß die Regierung selbst nicht so recht an ihre Veränderungen glaubt. In einer im ungarischen Amtsblatt erschienenen Verordnung wird die Einstellung der Ausfertigung von Wäfen an jede Art wehrpflichtiger Personen in Oesterreich-Ungarn verfügt und die Auswanderung militärfähiger Männer für das ganze nächste Jahr verboten. — In Wiener Börsenkreisen herrscht die Meinung, daß die österreichisch-ungarische Regierung demnach von der serbischen Seite her eine ähnliche Erklärung fordern werde, ob es seine Wünsche und Ansprüche mit den österreichischen Oesterreich-Ungarn im Einklang zu bringen gelte oder es auf einen Krieg ankommen lassen wolle. Da jedoch nach neuesten Vorgänger Meldungen derzeit in Belgrad die Partei, die den Frieden mit Oesterreich-Ungarn will, stärker sei, als die Kriegspartei, so erwartet man, daß Serbien nachgeben wird und daß der österreichisch-serbische Konflikt namentlich in friedlicher Weise zur Lösung gelangen dürfte.

Die Türkei besteht auf Adrianopel.

Konstantinopel, 10. Dezember. Von maßgebender türkischer Seite wird dem Vertreter des Wolffs Telegraphen-Bureau erklärt, es sei sicher, daß die Türkei keinen Frieden schließen werde, wenn nicht Adrianopel, und zwar als Festung, zurück bleibe. Außer der an der Schwarzseeufer verfallenen Armas lägen augenblicklich Festungen und Befestigungen in Konstantinopel. Ferner seien noch mehrere vollständige Divisionen aus Anatolien unterwegs, über deren Stärke und Bewegung strengstes Stillschweigen bewahrt werde. Die Türkei würde sich daher bei eventuellem Abbruch der Verhandlungen mit sehr ansehnlicher Macht dem Feind gegenüber befinden.

Die vormalige Regierung von Albanien

bat, wie die vormalige Regierung von Albanien, ihre Konstitutionierung den Mächten mitgeteilt mit dem Hinweis, daß ein autonomes oder unabhängiges Albanien ein Element des Gleichgewichts auf dem Balkan werden könne. Wie das Wort erzählt, haben die italienische und die österreichisch-ungarische Regierung nach langer und freundschaftlicher Besprechung sich dahin entschieden, daß eine Neutralisation Albaniens am zweckmäßigsten sei. Dies müsse nach dem Beispiel der anderen neutralen Staaten Europas geschehen. Man müsse auch versuchen, die Neutralität Albaniens möglichst unter die Garantie aller Großmächte zu stellen. Diese Lösung werde besonders den Wünschen Österreichs und Italiens entsprechen, habe aber bis jetzt nach den Informationen des Blattes auch vonseiten anderer Mächte keinen Widerspruch erfahren.

Rumänien und Bulgarien.

Bukarest, 10. Dezember. Ueber die Mission Dr. Danes verläutet in unterrichteten Kreisen, daß er lediglich deshalb hier gewesen sei, um sich über die Wünsche Rumäniens zu informieren, welche in amtlicher Form jetzt zum ersten Male Bulgarien zur Kenntnis gebracht worden seien. Grundtätliche Schwierigkeiten für die Erledigung der schwedischen Fragen hätten sich bei dem oben genannten Danes mit den hiesigen maßgebenden Stellen nicht gezeigt. Die von Danes übermittelte Auffassung Bulgariens, daß die Verhandlungen über die Wünsche erst nach dem Friedensschluß mit der Türkei möglich wären, wird von den hiesigen leitenden Kreisen nicht geteilt. Diese bezeichnen es im Gegenteil als wünschenswert, daß sich beide Staaten möglichst rasch einigen und daß die Verhandlungen über die rumänischen Wünsche nach während der Friedensverhandlungen in London stattfinden.

Inserierte Grenzakt.

Wien, 11. Dezember. Die Südbahn-Lini. meldet aus Belgad. Interdiktionskreise sind in den Besitz von auserwählten Berichten über das Vorgehen von Truppen und Freischäzern des Korps des Generals Kuratowitsch gelangt. Danach findet im Innern Albaniens zurzeit eine künftige Entvölkerung Albaniens statt. Viele Dörfer, deren In-

lassen ohne Unterschied gemordet werden, sind dem Erdboden gleich gemacht worden. Es sind Fälle bekannt, in denen Menschen lebend begraben wurden. Die Untaten an Frauen und Kindern (spotten auch der blutigen Bantarie.

Auch von serbischer Seite wird eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen verlangt.

London, 11. Dezember. Der Daily Telegraph veröffentlicht eine Depesche seines Specialberichterstatters in Wien Dr. Dillon, daß demnach eine Reihe der schauerlichsten Greuel, die je in einem Krieg verübt worden sind und einen schwarzen Flecken auf dem Namen der Balkanländer werten, in den Vorbergnungen der öffentlichen Erörterungen geübt werden würden. Dr. Dillon hat aus Konstantinopel und Bulgari Nachrichten von unermesslichen Missetaten erhalten, die die christlichen Soldaten in der Umgebung von Saloniki unter der unbewaffneten mohammedanischen Bevölkerung angerichtet haben sollen. Dr. Dillon fügt hinzu, daß die Einzelheiten dieser Greuel nicht mehr sagen unedelm bleiben würden, da die Konjunktur der Großmächte ihren Regierungen bereits ausführliche telegraphische Berichte hätten.

So schändet der Krieg, dies furchtbar wütende Schrecknis, die Menschheit!

Peter Kropotkin.

Man schreibt uns aus London: Für Peter Kropotkin ist feiert am Montag seinen siebenzigsten Geburtstag. Zu diesem Ereignis sind ihm von Freunden und Bewunderern aus dem Lande, das er seit Jahrzehnten zu seinem Asyl und zu seiner Heimat gemacht hat, zahlreiche und wertvolle Glückwünsche zugegangen. In einer öffentlichen Gratulationsadresse, die neben einer großen Anzahl von Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten und Reformern aller Art, auch von Keit Garbrie und O'Grady unterzeichnet ist, werden seine Verdienste um die Naturforschung, um die Gesellschaftswissenschaften, sowie seine opferbereite Hingabe im Dienste der lebenden Menschheit mit begeisterten Worten gepriesen. Ein Satz in dieser Adresse verdient hervorgehoben zu werden, weil er eine große Sympathie vieler englischer Sozialreformer mit den Grundgedanken des theoretischen Anarchismus vertritt. Es heißt nämlich darin: „Sie haben uns gelehrt, im sozialen Leben auf jene wichtigste Triebkraft, dem Prinzip der Freiwilligkeit zu bauen, welches so viele der besten Taten zu allen Zeiten inspiriert hat und jetzt in allen modernen Gesellschaften als der leitende Entwicklungsfaktor anerkannt wird — im Gegensatz zu dem bloß regulativen und regierunglichen Prinzip, das in der Form von altem viel Gesehene die Originalität und die Individualität des Volkes unterdrückt.“

Jedenfalls haben die vielen bürgerlichen Persönlichkeiten mit der Ehrung Kropotkins sich selbst geehrt. Es sind jetzt schon an die 40 Jahre, daß Kropotkin dem Bereiche der Anarchie angehört ist, aber Wärdern und seine Ansichten haben sich noch nicht vermindert. Diese begeisterten Glückwünsche durch viele der gedachten Vertreter Englands werden an der Wera wie ein stiftiger Sinael wirken.

Auch die sozialdemokratische Arbeiterkraft, die Kropotkin politisch und sozialistischen Lehren nicht teilt, hat ihm heute lebhaftes Wohlwollen ausgesprochen. Sie hat dem Mann, der die Wärdern, Chrenes und Reichthümer ausschließen hinter sich ließ, um im Interesse der enterbten und geschiedenen Millionen in Gefängnissen zu schmachten und von Land zu Land gehet zu werden, seine Hochachtung bewahrt. Sie liebt und ehrt ihn als eine große Persönlichkeit und einen unerschütterlichen Freund des Volkes.

Nus der Provinz.

Das Oberverwaltungsgericht gegen räuberische Lehrer. Gegen den Volksschullehrer Jahn aus Reichenfurt war wegen fahrlässiger Körperverletzung Anklage erhoben worden, indem folgender Fallbeispiel zugrunde gelegt wurde. Am 14. Februar 1911 hätten zwei Schüler die Hakenaufgaben, die sie falsch gemacht hätten, auch an der Tafel nicht vorlesen können. Jahn habe sie mit dem fingerdicken Rohrstock zweimal auf den Kopf geschlagen, dann nachher auch gegen die Weine. Einer der Jungen habe sich später zu Hause wegen starker Kopfschmerzen zu Bett legen müssen. Er sei zwei Tage aus der Schule fortgeblieben. Der behandelnde Arzt habe zwei Finger breite, 8 Zentimeter lange blutige Schwellungen auf dem Kopf und blutunterlaufenen Schlämen an den Weinen festgestellt. Nach Ansicht des Arztes hätte die seiner Meinung nach am Kopfe entzündete Knochenhautentzündung unter Umständen zu einem eitrigen Prozeß führen können. Der Lehrer machte demgegenüber geltend, die Schläge an den Kopf seien keine eigentlichen Schläge gewesen, sondern mehr ein „leises Antippen“, um die Schüler aufmerksam zu machen. Aus den ärztlichen Zeugnissen ging hervor, daß die Schläge auf den Kopf mit größerer Kraft erfolgt sein müßten. Der ebenfalls gebürtige Kreisarzt bestritt aber, daß eine Knochenhautentzündung entstanden sei. Der Anwalt hätte sonst nicht nach mehreren Tagen wieder in die Schule gehen können. Die Regierung erhob im Hinblick hierauf zugunsten des Lehrers den Konflikt und machte geltend, das eine Heberklärung der Amtsbeurteilung nicht angenommen werden könne, auch an der Zeit nicht vorzulegen können. Jahn habe sich, wie die Zeugnisse und die weiteren Aussagen beweisen, nicht der Gesundheit des Anaben gefährdet gewesen sei. Deshalb läge nach der Anabensurde vom 14. Mai 1912 keine Heberklärung der Amtsbeurteilung vor. Danach dürfe eine Fälligkeit in der Schule nicht foweit gehen, daß die Gesundheit auch nur entfernt gefährdet werden könne.

Das Oberverwaltungsgericht erklärte den Konflikt insoweit für unbegründet, als es sich um die Schläge gegen den Kopf handelt. Insoweit müsse dem Strafsverfahren sein Fortgang gegeben werden. Es läge über den Kopf mit einem Stock, wie die hier vorzulegen sind, seien unter allen Umständen geeignet, eine Gesundheitsgefährdung herbeizuführen. Das Gericht habe auch keinen Zweifel, daß die Verletzung, derenwegen sich der Anabe habe legen müssen, die mit dem Stock des Lehrers über den Kopf gewesen sei. In dieser Hinsicht müsse also dem gerichtlichen Verfahren weiter Fortgang gegeben werden. Was die Schläge gegen die Weine angeht, so müsse mit Weina

auf sie aber das Verfahren eingestellt werden, da sie zu einer Gesundheitsgefährdung nicht hätten führen können.

Wer mit Schlägen und gar mit Schlägen gegen den Kopf erzieht, ist unfähig, als Erzieher zu wirken. Mann endlich wird der Regierung und dem Provinzialparlament die Erkenntnis kommen, daß Konfliktverfahren zugunsten prägnanter Lehrer ein Beweis für die abgrundtiefe Bosheit des preussischen Erziehungs-systems sind?

Anteilige Geldverteilung für den bürgerlichen Jugendbund. Der Antrag von Feig erstudt in seinem neuesten Verordnungsblatt alle diejenigen, die von der „Längsten Beschäftigung des Gläubigers zum Neuen Jahre befreit sein“ wollen, bis zum 28. Dezember einen — Beitrag zur Förderung der Jugendpflege an das Landratsamt einzuliefern. Dafür will er in drei Raten folgende Verteilung bringen:

Die Untergeldrenten sprechen nach Zahlung eines Beitrages alle diejenigen, die in dem letzten Gläubigers zum Neuen Jahre aus. Folgen dann die Raten.

Wie viel die Gefährdet nicht einbringen, denn erstens lassen sich unsere Spektatörer ihre Realisationswünsche nicht gern ablaufen, und zweitens zahlen sie überhaupt nicht gern, auch nicht, wenn es sich um ihre vermeintlichen „nationalen Ideale“ und um die Befämpfung der Sozialdemokratie handelt.

Verlesung. Aus der Partel, Donnerstag, den 12. d. M., abends 7 1/2 Uhr, hält der Sozialdemokratische Verein in der Straße-Wilhelms-Gasse seine Mitgliederversammlung ab. Da ein wichtiger Vortrag auf der Tagesordnung steht, ist es notwendig, daß jeder Gemeindeglied in der Versammlung erscheint. Die Funktionäre werden gebeten, schon um 8 Uhr zu erscheinen, da eine wichtige Angelegenheit noch vor der Versammlung zu behandeln ist.

Stadterverordnetenversammlung. Eingegangen ist u. a. ein Schreiben des Stadterverordneten Prof. Bernert, worin er die Kritik des hiesigen Verordnungsblattes an dem Verordnungsblatt seines letzten unrichtigen Auftritts bei der Gemeindegliederversammlung als Schädigung der städtischen Interessen hinweist und das Verordnungsblatt als nicht gerade regierungsmäßig kritisiert. Der Herr Professor fügt sich in seiner Broschüre weiter und sucht die Kritik zum Besten zu machen. Der Bürgermeister vertritt, in der nächsten Sitzung darauf zurückzukommen. Sodann werden erwidert die kleinen Haushaltspläne für 1912. 1. Fürlosgestellte für Augenärzte mit einer Einnahme und Ausgabe von 1700 M. Allgemein kommt zum Ausdruck, daß diese Beschäftigung sich glänzend bewährt hat. Nur müßten die Ärzte die Sache mehr zu verheißigen. Der Gemeindegliederversammlung hat sogar ihren Beitrag um 200 M. erhöht, auch ist jetzt ein Schmelzer eigens zu diesem Zweck vorhanden. 2. Bezugsrichter Speidensfonds. Hier sind die Einnahmen und Ausgaben wie im bezogenen Jahre. 3. Schulhaus, welches in Einnahme und Ausgabe mit 210 M. abblüht. 4. Weidenmarkt. Hier sind Einnahmen in Höhe von 80 100 M. zu verzeichnen und Ausgaben von 87 100 M., so daß ein Ueberschuß von 29 000 M. an die Rämmerklasse abgeführt wird. Dies ist 6000 M. mehr als im Vorjahre, was hauptsächlich die eigenen Magistrate beigetragen haben. Die Gehälter des Majormerks sollen mit dem Gehalt verbunden werden. 5. Kranenhaus. Die Einnahmen und Ausgaben sind hier mit 87 000 M. eingeleit. Aus der Rämmerklasse war ein Zufuß von 15 000 M. notwendig, gegen den Vorjahr 1700 M. weniger. Neu im Haushaltsplan ist ein Einnahmeüberschuß von 2000 M. zu verzeichnen. Die Ausgabe der Zimmer 60 M. mehr vorzulegen worden sein. 6. Die Haushaltungsschule, welche von der Stadt mit 2870 M. allein ohne Einnahmen unterhalten wird. 7. Das Altersheim mit ziemlich der gleichen Bilanz wie im Vorjahre, erfordert einen ähnlichen Zufuß von 2000 M. Die geordnete Fortsetzung der unterrichtlichen Einnahmen und Ausgaben von 10 000 M. bis 14 415 M. Einnahmen und Ausgaben. Die zwei neuerangeordnete Klassen für eine Mehrausgabe von 1667 M. erforderlich. 8. Die Arbeiterabteilung der Altenburg mit 4400 M. Einnahmen und Ausgabe um 10. Die gleiche Anzahl der inneren Stadt mit 4800 M. Einnahmen und Ausgaben, so daß insgesamt ein Ueberschuß von 2800 M. notwendig ist. 9. Die Gasanstalt. Hier hofft man durch Wasserbrauch 188 000 M. zu erzielen, auch aus den Nebenprodukten wird erheblich mehr als im Vorjahre erwartet. Die Gehälter sind erhöht, ebenso die Ausgaben für Materialkosten von 78 000 M. auf 80 000 M. Eine Erparnis an Wägen wird durch die automatische Weichenanlage im neuen Gasanstalt gemacht, doch sind für Bereinigung und Kläung allein 56 400 M. notwendig. 10. Das Andraashaus mit einer Bilanz von 7690 M. 11. Die Haushaltungsschule für die Kaufmännische Fortbildungsschule und das Pädagogisch-Interdisziplinäre Institut mit im Vorjahre 10 000 M. Einnahmen und Ausgaben, Einnahmen und 87 908 M. Ausgabe, erfordert einen Zufuß von 27 180 M. aus der Rämmerklasse. 12. Die Wandbleichanstalt weist eine Einnahme und Ausgabe von 40 980 M. auf. 13. Der Haushaltungsschule für das Fleißschulhaus bleibt unverändert. Nachdem alle diese Verantwortlichkeiten genehmigt worden sind, beschließt das Kollegium eine Mehrausgabe von 316 M. für das Kinderfest, welche über den Veranschlagt von 2000 M. zur Erbauung des Magistratskaffees hinausgehen. Ferner werden dem Komitee ein Beifüge wiederum 100 M. bewilligt. Auch wird dem Antrag der hiesigen Gemeindegliederversammlung Christianen zugestimmt und auch die Gründung einer Landrentenklasse als nicht notwendig, abgelehnt. Zum Schluß genehmigt das Kollegium die Veränderung des § 16 der hiesigen Marktordnung, welcher sich gegen das vorzeitige Aufheben der Wägen durch Händler wendet. Der Paragraph verheißt gegen den Fall der Gewerbesteuer, daß jeder, der ein Grundstück besitzt, wenn die Aufschlagsstrafen unter Beobachtung bleiben und die Marktordnung als Vollstreckungskommission ihre Pflicht erfüllt. Der Magistrat wird dabei befreit sein, alle Wünsche zu befüllen und auch weiterhin Material zu sammeln. Die von den hiesigen Magistratsmitgliedern vorgeschlagene, bestehende Anstalt fand noch eine gewisse Stütze statt.

Generalversammlung. Vertreter der Gemeindegliederversammlung der Oesterreichischen Arbeitervereine, Sonntag, den 15. Dezember, soll die letzte Plenarsitzung halten. Es wird erwartet, daß viele hiesige Gemeindegliederversammlungen auch abend beim Gesellen Franz Jähne zum Empfang der Mitglieder zusammenfinden.

Werra. Die letzte Mitgliederversammlung des Sozialdemokratischen Vereins wird wieder Erwarten schloß beiläufig. Der Umstand, daß viele Gemeindegliederversammlungen zu erscheinen, an den nächsten Freitag, wird nicht als erforderlich, sich an der Parteilichkeit zu beteiligen. Im Vorbergnung der Versammlung fand die Werra eine Zeitungsgesellschaft, die am 22., 25. und 30. Dezember stattfinden soll. Es ergibt daher

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

Nr. 98.

Donnerstag, 12. Dezember

1912

So gestaltet sich das Leben.

Von M. Arzibaschew.

I.

Ueber den Türmen des Kremls kreisten Rabenschwärme und flimmerten gleich einem schwarzen Netz in dem weißen Himmel. Alles war von Schnee überdeckt. Die stinken Rufen der Wiettschlitten zerschnitten den Schnee. Schnee lag ebenmäßig zwischen den Bäumen des Boulevards, schimmerte weiß auf den Zinnen und Gefirnissen der alten Mauern und auch hoch oben auf dem matten Golde der Kuppel der Kathedrale Ivan des Großen verschmolzen die weißen Schneeflocken mit dem weißen Himmel. Ein junger Mensch in einem Ueberrod mit einem Schaffelltragen, die Hände tief in die Taschen versenkt, schritt den alten schwarzen Kanonen entlang, die im Schnee vergraben und wie Scheitholz aufgeschichtet waren. Hinter den Umschlägen des abgeschabten Schaffells guckte ein langes, blaßes Gesicht mit regungslosen, grünlichen Pupillen hervor. Ringsum fuhr und trabte hastig Menschen mit frostrotten Gesichtern, kluge Pferdelöpfe mit den traurigen, feuchten Augen tauchten auf. Unablässig und hurtig knarrte der Schnee und das in der Nähe scharfe und helle Knarren verschmolz in der Ferne, als gäbe es nirgends im Weltall mehr ein Plätschen, wo nicht hastige Menschen umhergingen, führen oder mit den Füßen knarrten.

Ganz unwillkürlich vergegenwärtigte man sich, wie sie über die breiten Straßen der Stadt gingen und fuhrten, inmitten hoher, schöner Häuser, inmitten der endlosen Sehege und der Fabriken der Vorstadt, wie sie auf die endlosen Straßen, die sich durch unübersehbare Schneefelder hinschlängeln, hinausstraten und hinausfuhrten, aus einem Dorfe ins andere, durch Wälder und Schluchten, über zugefrorene Flüsse mit weißen, öden Ufern . . . Ueberall diese kleinen schwarzen, ruhelosen Wesen, die sich auf dem weißen Schnee bewegen!

Sie sind weder zu zählen noch zu begreifen, auch nicht zu erkennen. Wie vollständig die Geschichte der Menschheit auch wäre, wie genau man auch die menschliche Seele studierte, stets und allerorts würde man Milliarden von diesen winzigen Geschöpfen mit den ureigenen, lebendigen Gesichtern und den beschimmernden, feuchten Neuglein antreffen, verborgen in ihr kleines, bewegliches Körperchen, stets würde man sie sich tummeln, leben und sterben sehen, in dem ewigen Geheimnis ihrer ureigenen, nur ihnen notwendigen, nur von ihnen begriffenen Seele.

II.

Schwarze Kanonen blickten unter dem weißen Schnee hervor; eine gelbe Kupferplatte mit kaum merkbar, verwaschenen Buchstaben und Ziffern glänzte auf einem großen Stein hinter dem lockeren Schneehaufen hervor; es war nicht leicht, die Zeichen zu lesen, verwischt und bereift wie sie waren. Erst wenn man sich niederbückte und mit der Hand über die vereiste Fläche strich, vermochte man zu erkennen, daß es die Kanonen von Franzosen, Italienern, von Belgien, Spaniern, Sardiniern und irgendwelchen anderen Völkern und Völkchen seien, die einst in dieses Nordland gekommen waren, um es, Gott weiß weshalb, zu besiegen, um seine unübersehbaren Felder mit ihren schwarzen gekrümmten Leichen zu bedecken, um zu erfrieren, zu verderben und dann sich wieder über die fernen Städte und Dörfer Europas, aus denen sie gekommen waren, zu zerstreuen.

Der Mann mit dem Schaffelltragen auf dem Ueberrod hätte wohl über all dies nachdenken können — aber er dachte nicht daran . . . Inmitten der hastenden und fahrenden Menschen war er es allein, der ruhig längs des Trottoirs vor dem Arsenal dahinging und in seinem sich wiegenden Schädel einen ungeheuren, bis zur äußersten Grenze gespannten, schmerzhaft scharfen Gedanken mit sich trug. Dieser Gedanke durchdrang ihn bis ins Mark seiner Knochen, und die Welt mit all ihren Menschen, dem Schnee, dem weiten Himmel, den kreisenden

Raben über den Türmen des Kremls und den Kuppeln der Kathedrale lag fern und war ihm fremd, als läge sie aus unermeßlicher Weite. Mit der angestrengtesten Anspannung, als dächte er nicht bloß mit dem Gehirn allein, sondern mit all seinen Muskeln und Nerven, dachte er daran, daß nun alles verloren sei, was er geplant, alles mißlungen, worauf er so viel Wissenschaft und Verstand verbraucht hätte, und daß der günstige Augenblick wohl für immer dahin sei.

Aber trotzdem er dies erkannte und genau wußte, daß das Programm der Ausfahrt abgeändert worden war und sein Umherirren, seine Erwartung völlig nutzlos wäre, verließ ihn der Gedanke nicht und es dünkte ihn, als müßte die schreckliche Spannung, die von ihm ausging, die ganze Welt durchdringen, als vermöchte sie nicht wirkungslos vorüberzugehen. Wenn er fähig gewesen wäre, an Wunder zu glauben, er hätte sich gesagt, daß er ein Wunder, einen unerhörten, blinden Zufall erwarte.

Er wußte, daß man nach ihm von allen Seiten sahndete, daß in der hastenden, gleichgültigen Menge scharfe Augen umherschweiften und unsichtbare, zugreifende Hände sich ausstreckten und daß er sofort, jeden Augenblick ergriffen werden konnte. Im leisen Knistern des Schnees hinter seinem Rücken glaubte er die verfolgenden Schritte zu hören und auf seinen Schultern empfand er die zugreifenden Hände. Alles war verloren und übrig blieb nur, so rasch als möglich zu fliehen, sich an einem sicheren Orte zu verbergen und abzuwarten, bis nach den unsäglichen Mühen, Gefahren und Opfern die Sache wieder ins Gleise gebracht und er wieder zu einer Tat und zum Tode berufen würde.

Aber etwas in ihm war mächtiger als er selbst. Es war, als beherrschte es ihn schon von außen her, und er vermochte nicht wegzugehen, als wären seine Füße an diesen niedergetretenen Plaz vor dem Kreml festgebann. Er fühlte, daß er eher zugrunde gehen würde, als daß er an das endgültige Scheitern der Sache glauben und von hier weggehen könnte.

Er ging bis ans Ende des Arsenals und kehrte zurück; er ging bis zum Tore und bog wieder um.

Das war toll und er war sich dessen ganz deutlich bewußt. Jeder Schritt, jeder Augenblick konnte ihm ein zweckloses, unsinniges Verderben bringen. Die Stimme des Bestandes jagte ihn beharrlich und verzweifelt fort, stieß ihn in den Rücken, zog ihn in die lärmenden Straßen, wo man sich in der eilenden und bunten Menge verlieren konnte.

Aber die Füße trugen ihn gegen seinen Willen ziel- und zwecklos hin und zurück, an den schwarzen Kanonen vorbei, und hätte man seinen Schädel geöffnet und das Chaos der ungestümen Gedanken erblickt, die toll in seinem Hirn kreisten, man hätte sie durch den einen wahnsinnigen, beharrlichen Satz ausdrücken können:

„Es kann nicht sein!“

Er gab sich das Wort, nur fünf Minuten zu warten, nur einmal noch bis ans Ende des Trottoirs zu gehen und ohne sich umzublicken, fortzugehen. Raum aber hatte er sich dem Tore genähert, als er unwillkürlich umkehrte und sich wieder eine neue Aufgabe setzte:

„Noch einmal, und dann gehe ich fort! Nun zum letztenmal noch.“

Als er endlich nach einer außerordentlichen Anspannung um die Ecke bog, unter dem engen dunklen Tor, unter den überhängenden, hundertjährigen Gewölben hindurchging und sich plötzlich auf einem freien Plaz befand, war seine Seele erschöpft und tödliche Gleichgültigkeit und die äußerste stumpfste Müdigkeit stellten sich ein.

Ueber der flutenden und beständig irgendwohin eilenden Menge erblickte er jetzt in der Ferne den prächtigen Fehnerschmuck eines sich wiegenden Katakfalls, weiße Laternen, im dichten Masse die Köpfe der Leidtragenden und eine lange Reihe schwarzer Wagen, die sich mit majestätischem Schritt hinter dem Leichenzug fortbewegten.

„Ein Leichenbegängnis“, dachte er mechanisch und wollte in die nächste Straße einbiegen, als plötzlich etwas in seine Augen und in sein Herz eindrang, so daß ihm davon schwindelte.

In der Kette der Trauerequiwagen, die wie durch eine unsichtbare Handbewegung auf einmal auseinanderriß, erblickte er einen großen, glänzenden schwarzen Wagen, der sich energisch aus der Wagenreihe befreite und jäh zur Boulevarddurchfahrt hinausfuhr.

Mit der blinden Sicherheit einer Bestie berechnend, machte er augenblicklich kehrt, stieß irgend eine behäbige Dame mit blöden Augen zur Seite und lief, was er nur konnte, zurück in den Kremel, dem Wagen entgegen, der den Blicken nun schon entschwinden war. Tausend Gedanken jagten während dieser wenigen Minuten durch seinen Kopf, aber es gab auch nicht einen Augenblick einen Zweifel darüber, was nun zu tun sei. Er wußte, daß er jetzt in den sicheren Tod gehe, aber Furcht hatte er nur davor, daß der Wagen durch ein anderes Tor durchfahren und er ihn nicht erreichen werde. Und das war sehr wahrscheinlich, weil sich das Tor, durch das er eben eingelaufen war, seitwärts befand und der Wagen keine Veranlassung hatte, hier durchzufahren. Nur ein unglaublicher Zufall hätte sie zusammenführen können; aber er glaubte nicht bloß, er wußte es, wußte es mit seinem ganzen Wesen, daß es nicht anders sein könne.

Er war schon im Kremel und lief aus allen Kräften an den Kanonen vorbei, als um die Ecke herum zwei schwarze, schaumbedeckte Pferdeshäupter und die eisenbeschlagenen Hufe auftauchten. Schon sah man das Gesicht des dicken Kutschers und seine ausgestreckten Arme, die sicher ihm entgegenlenkten.

III.

Vor wenigen Augenblicken war dieser selbe glänzende, schwarze Wagen vor einem riesigen Portal mit hohen matten Scheiben gestanden und die großen Pferde stampften ungeduldig mit den Füßen und schielten mit blutunterlaufenen Augen nach der Seite. Ein dicker Kutscher saß regungslos und voll Würde, die Arme wie erstarrt ausgestreckt, auf dem hohen Kutschbod.

Vor der Auffahrt tummelten sich die Grauröde der Revierauffeher und der Distriktpolizeimeister mit der grauen Schafsfellmütze trat lokett mit seinen Ledstiefeln auf. An der Ecke stand wie zufällig ein kleiner Schlitten, dem ein raffiger Fuchstraber vorgespannt war, und zwei junge Männer von ganz passablem Außern plauderten lebhaft miteinander und beobachteten dabei von Zeit zu Zeit mit hastigen, unruhigen Blicken die Straße und die Auffahrt.

Unsichtbare Hände rissen feierlich den hohen Torflügel auf und ein dicker, majestätischer Portier in einer goldverbrämten Livree winkte dem Kutscher. Eine Minute lang etwa herrschte eine seltsame Geschäftigkeit unter den salutierenden Grauröden, dann tauchte unter ihnen die dürre, greisenhafte Gestalt eines hochgewachsenen Mannes in einer Generalsuniform auf, die leicht gebückt in dem Wagen verschwand. Die Wagentür klappte zu und die Pferde setzten sich wie auf Befehl mit einem Ruck in Bewegung und flogen rasch über die Straße dahin. Das Tor schloß sich, die Graumäntel, die sich noch eine Weile dort herumtrieben, zerstreuten sich und die Straße wurde leer.

Der Wagen jagte leicht über die breiten Straßen dahin und die mächtigen Hufe der Riesenpferde schlugen gleichmäßig den breiten Kask dazu. Der raffige Fuchstraber flog mit dem kleinen Schlitten in einiger Entfernung hinterher und die beiden jungen Männer blickten mit erfahrenen Augen jeden Passanten an.

Der dürre, alte General blickte kühl und hochmütig durch das Wagenfenster, streifte mit einem raschen Blicke die vorbeireisenden schwarzen Menschen und dachte an die Sitzung, zu der er eben fuhr, um dort im Kreise ebensolcher kalter, hochmütiger und mächtiger Menschen eine der wichtigsten Fragen im Leben des Landes, über welches ihn das Schicksal gestellt hatte, zu entscheiden. Er vergegenwärtigte sich streng und nüchtern den Verlauf der Sitzung, tazierte ruhig und herrschaftlich die voraussichtlichen Einwendungen und vernichtete sie schon jetzt im Geiste in einer kalten, machtvollen und keineswegs frohlockenden Form. Er wußte sehr gut, daß alles genau so kommen würde, wie er es wollte, und war überzeugt, daß seine Absicht das einzig Vernünftige und Notwendige enthalte, und er zweifelte nicht daran, daß nach ein oder zwei Monaten als Resultat der heutigen Sitzung ein neues Gesetz in das Leben des Landes eingreifen werde, das die unruhigen, schwärmenden Geister der Rebellen und Schwärmer für alle Ewigkeit fesseln und bezwingen würde. Sein langes, gelbes Gesicht mit

dem grauen Badenbart, der auf den roten Umschlägen des Generalmantels lag, war trocken wie Pergament und regungslos, die grauen, metallischen Augen blickten kalt und hochmütig. Wiederholt war ihm schon ein Mittenat angekindigt worden von eben diesem wahnwitzigen, zerlumpten Gesindel, gegen das sich sein Gesehvorschlag richtete. Doch war er seit langem an Gefahren gewöhnt und schritt unbeirrt auf seiner Bahn weiter, mochte es auch sein Leben kosten; er war auch überzeugt, daß die plötzliche Aenderung des Fahrprogramms, die Verhaftung einiger verdächtigen Personen und die Wachsamkeit der Polizei ihm volle Sicherheit garantierten.

Nur wenn dann und wann zufällig irgend ein Gesicht zu nahe dem Wagen vorbeihuschte, suchte in der anscheinenden Ruhe der grauen, metallischen Augen ein ängstlicher Funke auf und eine geheime Kälte preßte für einen Augenblick das mit dem Generalsmantel bedeckte Herz zusammen. Dann erinnerte er sich des Fuchstrabers und beruhigte sich.

Plötzlich hielt der Wagen an und blieb wie erstarrt stehen. Der General suchte leicht, fast unmerklich zusammen, warf einen Blick durchs Fenster und sah ganz nahe vor sich die feierlich ausschreitenden Fadelträger mit den frost- und schnapsroten stubnastigen Gesichtern, über denen sich die weißen englischen Zylinder bedeutungsvoll erhoben.

Ein reicher Leichenzug durchschnitt den Weg.

Er vernahm die Leichengesänge, die dumpf in der frostigen Luft ertönten, er fühlte, wie die ungeduldigen Pferde an den Wagen rüttelten, und schaute ungeduldig durch das Fenster auf die plumpen Gestalten der Fadelträger, auf die Ornate der Priester, auf den weißen Katafalk mit den prächtigen Straußfedern und dem gelben Sarg, der inmitten von Blumen und Bändern versank. Dann strömte die schwarze Menge der Leichtragenden herbei, entblöhte Köpfe, feierliche Gesichter, irgendeine verweinte Frau mit einem feinen Profil unter dem schwarzen Schleier, die von zwei graufärbigen Herren unter den Armen geführt wurde, und zuletzt eine enbloße Reihe schwarzer Wagen, die im Schritt dem Kondukt folgten.

Doch nun erschien unter dem Wagenfenster die ehrerbietige Physiognomie eines eleganten Revierauffeher's, der jemandem mit dem weißen Handschuh drohend zuwinkte, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Noch aus der Ferne erklangen näselnde Stimmen:

„Heiliger Gott, starker, heiliger, ewiger Gott, erbarme dich unser . . .“

Und verstummten. Es tauchten Equipagen auf, besorgte, hastende Menschen, die Bäume auf dem Boulevard, wo Kinder schrien und umherjegten.

Der Wagen, die Steigung überwindend, senkte sich nach rückwärts. Die Fenster des neuen Schlosses tauchten auf, der verwitterte Sockel der Kathedrale zwans des Großen, die alterstümliche Zarglode. Der General hatte die Empfindung eines ungestümen Rudes nach links, von dem er zur Seite gestoßen wurde — und plötzlich, gerade vor dem Wagenfenster, gewahrte er einen quer über die Straße laufenden jungen Mann in einem schwarzen Ueberrock und mit einem abgewetzten Schafsfelltragen, der die Hand erhoben hatte, als befehle er, zu halten.

Noch einen Augenblick gab es, da der General zum letztenmal in seinem Leben ein menschliches Gesicht sah, die seltsamen, unbegreiflichen und doch so schrecklich begreiflichen Augen des jungen Mannes erblickte, der geradeaus durch das Wagenfenster hineinsah und so rasch nach rückwärts verschwand, daß der General die Handbewegung, mit der er etwas unter den Wagen schleuderte, eher erraten, als wahrnehmen konnte.

Nur ein einziges, nichts ausdrückendes Wort vermochte sein Gehirn hervorzubringen:

„Geschleubert!“

Und ringsum und in seinem Innern fing etwas an zu lären und etwas Selbes lag vor seinen Augen.

VI.

Vom Bürgersteig zum Wagen waren etwa zehn Schritte, von dem Fuchstraber bis zu dem laufenden jungen Manne nicht weniger als zehn Laborn. Die mächtigen Wagenpferde hatten nicht plötzlich zu halten vermocht und flogen ihm entgegen, obgleich sich der Kutscher in wildem Entsetzen zurückgab und die Zügel spannte. Einer der beiden Polizeigenossen sprang aus dem fahrenden Schlitten heraus, doch der Boden entwand seinen Füßen, und er sank, den Revolver fallen lassend, in den Schnee.

Ein kleiner, glänzender Mechanismus beschrieb mit mathematischer Genauigkeit einen Vogen in der Luft und flog dann zwischen den Speichen eines der Hinterräder hindurch, doch die



rasch sich drehenden Speichen hatten ihn ereilt und das brüchige gläserne Röhrchen in seinem Innern zerschlagen.

Unerbittlich flossen nun im selben Augenblick die unverjöhnlichen Bestandteile ineinander und ihr ewiges Gesetz mit der Grausamkeit des Todes erfüllend, zerriß ein Schredensvolles, erschütterndes Dröhnen Himmel und Erde . . . Ein gelber Rauch stieg zugleich mit dem durch die Explosion aufgewirbelten Schneestaub säulenförmig auf und es verbargen sich darin die schwarzen Trümmer, die Blutspuren, die um sich schlagenden Pferde, die ausgestreckte Gestalt des Kutschers.

Das Gesicht augenblicklich mit Blut übergossen, den schwarzen Ueberrock in Fetzen zerrissen, sank der junge Mann schwer auf die Hände, versuchte sich zu erheben und fiel befinnungslos auf die Seite.

V.

Es klirrten noch kläglich die Glasscheiben aus den zerstörten Fensterrahmen der Gebäude und fielen in den weichen Schnee, es stieg noch der beißende Qualm in die frostige Luft und schon war der ganze Platz mit laufenden, schreienden, händeringenden Menschen erfüllt. Bald war der weiße Schnee unter der dichten Menschenmenge verschwunden und eine vielköpfige, schwarze, sich bewegende Menge überflutete den ganzen Kreml.

Neugierige, erregte Gesichter tauchten auf, berittene Gendarmen stürmten herbei, hoch oben über den goldenen Kuppeln der Kirchen kreischten unbändig die Raben; es tönten und summten Tausende von Stimmen. Und ruhig, als hätte er schon manch anderes gesehen, blickte der alte Iwan der Große mit dem blaßgoldenen Haupte irgend wohin über die Moskwa in die fernern Flußauen, wo man von dem Geschehenen noch nichts wußte.

Die Schutzmänner schleppten den blutbedeckten jungen Menschen, dessen bleicher Kopf sich auf dem langen, wellen Halse schwach hin und her wiegte, weg; berittene Gendarmen umzingelten den Platz, auf dem ein großes Pferd, sich bald erhebend und bald niederfallend, um sich schlug und ein zweites mit zerschmettertem Unterleib dalag, wo schwarze Wagen-Trümmer den Boden bedeckten und die Blutstropfen, rasch von dem weißen Schnee aufgesaugt, rot schimmerten.

In einem entlegenen Schreehügel steckte ein weggerolltes Wagenrad und die Menge blickte mit gieriger, stumpfer Neugier darauf. Ueberall lagen Blutstropfen und Fetzen von etwas Entsetzlichem, wovor die Menschen angstvoll zurückwichen.

Ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblick. Man hätte glauben können, daß alle Bewohner Moskwa's zusammengelaufen wären, als seien sie irgendwo ganz in der Nähe gestanden und hätten dort darauf gewartet, daß dem ehernen Willen zweier Menschen durch einen verhängnisvollen Zufall mit diesem unerbittlichen elementaren Schlag ein Ende gesetzt würde.

Manche standen ruhig und neugierig da, manche trümmten sich ängstlich vor dem Blut und den Trümmern; manche warfen einander rasche, geheimnisvolle, triumphierende Blicke zu, manche schimpften und schrien wie rasend. Und neben den Wagen-Trümmern unterhielt sich eine Gruppe eleganter Grauröde leise und blickte mit raschüchtigen, gespannten Augen um sich, die so eigen in den bleichen Gesichtern brannten.

Die Menge stand bis zum Abend da und zerstreute sich erst, nachdem es dunkel geworden, laut und erregt sprechend und die Details erzählend. Und die Telegraphen an allen Enden der Welt arbeiteten schon, und überall in der Ferne, in den entlegensten Städten und Dörfern und in den großen Rentzen Europas, überall, wo es lebendige Menschen gab, erwarteten Horn, Haß, Mache, Freude, Neugierde, Triumph . . .

Und jeder, der mit fieberhafter Erregung die Papierstückchen las, auf denen die Nachricht über die Katastrophe gedruckt stand, jeder verbarg in seiner Seele etwas Eigenes, nur ihm allein Bekanntes, nur ihm Begreifliches. Und um die Morgendämmerung, als im bleichen Frühlicht sich der lange Schatten Iwans des Großen abzeichnete und die toten Kanonen auf dem weißen Schnee schimmerten, ging schon überall eine unsichtbare Arbeit vor sich und verließ dem ganzen Dasein bis ans Ende seiner ewigen Bahn einen neuen, noch niemandem bekannten Lauf.

Vorweihnachtliche Betrachtungen.

Wieder ist ein Jahr im Fluge dahingegangen. Nur wenige Wochen noch, und das Weihnachtfest, das Fest der Liebe und des trauten Weieinanderseins, wird wieder gefeiert. Gefeiert in der ärmsten Hütte und im prunkvollsten Schlosse. Wie verschieden es auch begangen werden mag, ein Faktum steht, so-

lange wir im kapitalistischen Zeitalter leben, immer im Brennpunkt dieses Festes und seiner wochenlangen Vorbereitung. Was es profanisch sein, daran zu erinnern, die Tatsache besteht, daß der Geldbeutel zu Weihnachten die große Rolle spielt. Und ach, wie diese Hunderttausende armer Menschen gibt es, bei denen er ewig leer ist, die tagein, tagaus von der Hand in den Mund zu leben gezwungen sind und die trotz aller schönen Vorsätze, einige Spargroschen zurückzulegen, um ihre Lieben zu Weihnachten mit Geschenken erfreuen zu können, doch in diesen Tagen bekümmert überlegen, wie das zu machen sei. Wie soll von dem Verdienst des Vaters, der bei diesen teuren Zeiten nicht ausreicht, um die notwendigen Lebensbedürfnisse befriedigen zu können, noch Geld übrig sein, um die schon so lange zurückgestellten, berechtigten Wünsche der Mutter und die hoffnungsreichen Erwartungen der Kinder zu erfüllen! Immer wieder tauchen sie auf, diese und ähnliche pessimistische Stimmungen. Und da gilt es denn, sich nicht unterzwingen zu lassen von solchen Gedanken, so ärgerlich es ist, zu wissen, daß es so viele Menschen gibt, die im Gelde schwimmen, daß viele von ihnen vielleicht auf ganz unrechtmäßige Weise zu Reichtum gekommen sind, und den allernützlichsten Gebrauch davon machen. Aber wir wissen, bemerkt das Damb. Echo treffend, daß unseren Enkeln und Enkelkindern dereinst beschieden sein wird, was uns heute noch versagt ist, und die siegesüberwältigende Kraft des Sozialismus hilft uns über manchen trüben Gedanken hinweg.

Weihnachten ist vor allem das Fest der Kinder. Wochenlang vorher leben und weben sie nur in dem Gedanken an die Geschenke, die sie bekommen werden. Jedem Abend beim Zubettgehen zählen sie die Tage, die noch sind bis zu jenem ereignisreichsten des Jahres. Wunschzettel werden geschrieben und heimlich dem Vater hingelegt. Die aufgewippten Schaufenster und die gegenseitig angeregte Phantasie lassen immer wieder neue Wünsche in ihnen aufsteigen. Die Vorfreude, welche die Zukunft durchstößt, ist kaum geringer als der Jubel am Weihnachtsabend selber. Für die Eltern gilt es, die richtigen Geschenke für die Jungen und Mädchen zu finden. Man kauft nicht wahllos, was in den Geschäften von den Verkäufern angepriesen wird. Ein richtiges Geschenk soll nicht nur vorübergehende, sondern möglichst dauernde Freude bereiten. Es muß auch Rücksicht genommen werden auf Individualität und Veranlagung des Kindes. Nicht jedes Geschenk ist für jeden geeignet. Was dem einen Freude macht, ist vielleicht für den andern gar nicht geeignet. Kinder wollen vor allem ihre Phantasie betätigen und selbst schöpferisch tätig sein. Die in so großen Mengen angebotenen bekannten Blechfächer, wie Automobile, Wagen, Karren, Luftschiffe u. s. zum Aufdrehen, funktionieren gewöhnlich nur eine kurze Zeit, werden bald aus Neugierde und Tätigkeitsdrang von innen untersucht, fristen dann eine Zeitlang ihr überflüssiges Dasein in irgendeinem versteckten Winkel, bis sie dann bei einem großen Aufräumen dem Ascheneimer oder Feuer übermittelt werden. Dem Tätigkeitsdrang der Kinder sollte in erster Linie Rechnung getragen werden. Blasfäuln, Knetton oder Knetmasse sind vorzügliche Mittel, um die Geschicklichkeit im Nachbilden von Gegenständen bei den Kindern auszubilden. Es ist erstaunlich, bis zu welcher Virtuosität es manche darin bringen. Auch Ausschneiden und Aufklebarbeiten sind recht beliebt. Mit einigen Wogen verschiedenfarbigen Papiers, einer Schere und etwas Klebstoff können sich Kinder stundenlang beschäftigen. Gerade diese produktive Tätigkeit der Jugend sollte man nicht unterschätzen, auch wenn einmal zum großen Leidwesen der Mutter die Stube mit Papierschnitzeln besät ist. Erfreulich ist es, daß seit einigen Jahren eine leistungsfähige Firma, B. G. Teubner in Leipzig, künstlerisch einwandfreie Modellierbogen an Stelle der früher üblichen Schundware herausgibt. Sie sind für wenige Nidel fast in jeder Buch- und Papierhandlung zu haben. Man scheue sich auch nicht, den Kindern richtiges Werkzeug in die Hand zu geben. Hammer, Aneißzange, Säge, Nägel und einige Bretter sind etwas für einen richtigen Jungen!

Von sehr hohem erzieherischen Wert ist die Anleitung unserer Kinder zur Selbstankündigung von Spielsachen. Ein selbstgemachter Speicher mit Ästen, Säden und Ballen, ein Krämerladen mit vollem Inventar, eine Puppenstube oder Küche mit selbstgezimmernten Tischen, Stühlen und Schränken gewähren zehnmal mehr Freude, als wenn die Sachen für teures Geld gekauft werden. Mit wahrem Feuereifer gehen die Kinder daran, solche Sachen zu fabricieren, und wenn's einmal nicht so will wie's wohl sollte, muß der Vater selber mit eingreifen oder durch ein gespendetes Lob die Arbeitslust aufs neue entfachen. Ein paar Worte der Anerkennung wirken oft Wunder, während unbedacht geäußerte abprechende Urteile in der Seele des Kindes großen Schaden anrichten können.

Auf noch zwei Arten von Spielzeugen, die sozialdemokratische Eltern ihren Kindern nicht schenken sollten, möchten wir aufmerksam machen, nämlich erstens die Weisoldaten, Burgen, Kanonen, Helm, Säbel, Gewehr und dergleichen, die kriegerischen Instinkte weckenden Geschenke, und zweitens die aus dem Riesengebirge und dem Thüringer Walde stammenden Holzwaren, die in der Heimindustrie hergestellt worden sind. Gar manche Kinderträne haftet an diesen kleinen geschmizten und bemalten Holzspielsachen, und wer sie kauft, macht sich

der indirekten Unterstützung der Ausbeutung proletarischer Kinder schuldig.

Vor einigen Tagen haben wir im Volksblatte das Jugendschriftenverzeichnis des Bildungsausschusses der Partei veröffentlicht, das einwandfrei gute und billige Jugendschriften enthält. Daß sich die Eltern beim Kauf von Büchern danach richten, darf ohne weiteres angenommen werden und ist auch in den letzten Jahren immer mehr zu konstatieren gewesen. Aber es kommt häufig vor, daß ein Kind von anderer Seite Bücher zum Geschenk bekommt, z. B. von den Großeltern, dem Onkel, der Tante, einem Einlogierer, erwachsenen Geschwistern, Bekannten oder Freunden. Die nach Weihnachten aufgenommenen Statistiken haben immer wieder ergeben, daß gerade von diesen Seiten die meisten Großbücher verschickt werden. Hier gilt es vor allem, Aufklärung zu schaffen, damit nicht gut Gemeintes in das Gegenteil umschlage. Wer darum bestimmt weiß, daß ein Kind von befreundeter Seite oder von Verwandten Bücher zu erwarten hat, der Sorge dafür, daß ein Jugendschriftenverzeichnis in die Hände der Geber als Berater rechtzeitig gelangt.

In den Wochen vor Weihnachten häuft sich in den Geschäften naturgemäß die Arbeit sehr. Viele Inhaber haben die Angelegenheit, Kinder zum Austragen von Paketen zu engagieren. Für wenige Groschen müssen diese täglich weite Wege machen und treppauf, treppab laufen. Man bedenke, daß dadurch manchem stellungsflohen Erwachsenen der Verdienst entzogen wird. Die Sozialdemokratie ist gegen die gewerbliche Kinderarbeit in jeder Form. Das mit dem Austragen von Weihnachtspaketen verknüpfte Fringelheben an Kinder bringt sein ganz besonderen Gefahren.

Gar mancher Gedanke drängt sich noch auf und wäre der Erörterung wert. Ob nicht z. B. ein nur mit weißen Lichten geschmückter Tannenbaum viel stimmungsvoller und künstlerischer wirkt als ein mit allen möglichen bunten Sachen behangener, ob nicht ein im Kreise der Familie am Weihnachtsabend gesungenes Weihnachtslied oder eine vorgelesene Weihnachtsgeschichte eine innigere und intimere Stimmung hervorruft als ein aufgedrehtes Grammophon. Doch mag es genug sein. Ein landläufiges Sprichwort sagt, über den Geschmack läßt sich nicht streiten.

Kleines Feuilleton.

Wie die Deutschen essen.

Ueber dieses Thema verbreitet sich der Neger Lufanga Mukara in seinem vierten Berichte über seine Forschungsreise ins innerste Deutschland, den Gans Baafche in Nr. 23 der bei Georg Wigand in Leipzig erscheinenden Zeitschrift Der Vortrupp fortsetzt. Der Afrikaner hat eine scharfe Beobachtungsgabe, und die Erfahrungen der Wafungu (Deutschen) sind ihm, dem Früchteesser, ganz entgegengesetzt. Aber es liegt in seinen Beobachtungen doch recht viel, das zum Nachdenken anregt. Er erzählt seinen Landsleuten:

„Ich sagte: die Wafungu essen. Das ist nicht richtig: sie schluden. Und alles, was sie in ihren Mund hineintun, ist dazu vorbereitet, daß es hinuntergeschluckt und nicht gegessen werde. Es sind unter den Wafungu wohl einige, die sich darauf verstehen, Nahrung zu essen, die meisten aber sind Schluder. Ihre Sprache kennt zwei Worte für „Nahrung eintun“: „essen“ und „fressen“. Die Schluder sagen von sich selbst, daß sie essen und daß die Tiere fressen. Als ich aber einem Wafungu zeigte, wie ein Kind auf der Weide Kräuter suchte und ihm sagte, auch er solle doch lieber „fressen“, wie dies Tier, da wurde er böse.

Die Wafungu machen die Schweine, die sie essen wollen, künstlich krank, damit sie ganz dick werden. Sie zwingen diese Tiere, hastig zu schluden und dann zu ruben. So mästen sie die Tiere. Und wie die Schweine, mästen sie sich auch selbst.

Sie erreichen das durch viele Mittel. Ein Wafungu wartet nicht mit dem Essen, bis sich der Hunger meldet, sondern er geht hin und versucht, ob er irgendetwas ausfindig macht, was er gerne schluden möchte. Damit er sicher ist, daß er sich mäste, fekt er sich zu ganz bestimmter Zeit, auch ohne Hunger, zum Schluden hin. Und nicht im dunklen Raum und nicht allein, sondern mit anderen Wafungu zusammen. Die Augen hat er beim Schluden weit geöffnet. Während er eine Speise hinuntergeschluckt, sieht er auf einen Zettel, auf dem die nächste Speise geschrieben steht. Dadurch erreicht er schnelleres Hinuntergeschlucken. Weil er ja nicht aus Hunger ißt und die Speise nicht schmeckt, ißt er mit den Augen, und er ißt dann immer die nächste Speise, und nicht die, die er gerade im Munde hat. Auf dem Zettel steht keine Nahrung geschrieben, sondern Gemengtes und Erhitzes. Damit es nicht gekaut werde, gießt der Schluder Getränke dazu in den Mund. Alle Wafungu gewöhnen sich, auch Getränke zu schluden, anstatt sie zu kauen.

Ein allgemein gebräuchtes Mittel, die Körpermaste zu fördern, ist dies: Die Wafungu verabreden sich, zu mehreren gemeinsam um einen Tisch herumzusetzen und dieselben Speisen zu schluden. Obwohl sie keinen Hunger haben, gelingt es ihnen,

dann sehr viel zu schluden. Es kommen Diener, die versuchen, die Bier der Schluder zu reizen. Sie tun das, indem sie die Speise, deren Namen der Schluder vorher auf dem Zettel gelesen hat, der Reihe nach jedem einzelnen Schluder kurze Zeit von hinten vor das Gesicht halten, bis er etwas davon genommen hat. Weil nun alle Schluder von derselben Schüssel nehmen, erwecken sie gegenseitig die Vorstellung, als gälte es, den anderen etwas wegzunehmen, und sich recht viel zu sichern. Wenn sie dann anfangen, davor etwas in den Mund zu tun, schreiben sie sich gegenseitig an und zwingen sich dadurch zu schnellerem Hinuntergeschlucken. Außerdem ist es Aufgabe der Diener, die Schluder von hinten fortwährend zu bedrohen, als sollten die Teller, auf denen die Speise liegt, plötzlich weggenommen werden, und auch dadurch wird der Zwed schnelleren Schludens erreicht. Damit die Schluder aber recht laut schreien müssen, läßt man zwölf Männer auf Hörnern blasen und Lärm schlagen.“

Die frühzeitige Erkennung der Gehirnerweichung.

Nicht nur für den Arzt, sondern auch für die Kranken und ihre Familienangehörigen ist es von größter Bedeutung, wenn die progressive Paralyse, die man gewöhnlich mit „Gehirnerweichung“ zu bezeichnen pflegt, rechtzeitig erkannt wird. Oft handelt es sich um pekuniäre Schwierigkeiten, wie Dr. Schmidt hervorhebt, in die ein noch nicht als krank erkannter Paralytiker durch seine planlosen und unsinnigen Handlungen, sowie durch grobe Vernachlässigung seiner Obliegenheiten sich und seine Familie zu stürzen vermag, besonders wenn er in seiner Stellung irgendwelche Verantwortung zu tragen hat. Auch anderen können erhebliche Schädigungen zugefügt werden, ja es kann sogar zu straffälligen Vergehen und Verbrechen kommen. — Das Wesen der progressiven Paralyse ist die Entwicklung einer mehr oder minder schnell fortschreitenden geistigen Schwäche, die auf körperlichem Gebiete mit Bewegungs- und Empfindungsstörungen verbunden ist. — Die Paralyse tritt bei Männern drei- bis viermal so häufig auf wie bei Frauen; sie beginnt etwa zwischen dem 30. und dem 50. Lebensjahre, selten früher (besonders bei erblicher Syphilis) oder später, unter den mannigfaltigsten Krankheitsbildern. Daher muß bei allen in diesen Jahren auftretenden geistigen und nervösen Erkrankungen, zumal bei Männern, eine genaue Untersuchung auf etwaige der Paralyse verdächtige Erscheinungen stattfinden. Einen besonderen Hinweis gibt das frühe Ueberstehen von Syphilis. — Der Vorteil der frühen Feststellung der Krankheit besteht darin, daß man rechtzeitig geeignete Maßnahmen treffen kann. Vor allem ist dafür zu sorgen, daß dem Kranken die dringend notwendige Ruhe zuteil wird, die erfahrungsgemäß das Eintreten etwaiger Besserungen am ehesten begünstigt. Er muß aus seiner beruflichen Tätigkeit und dem gewohnten Verkehr heraus. Sobald irgendwelche Plänen oder Zeichen beginnender Erregung bemerkbar werden, ist die Unterbringung in einer Irrenanstalt zu bewirken. Insbesondere aber ist sobald als möglich die Einleitung der Entmündigung anzuraten, da nur durch diese der Kranke und seine Familie vor den erwähnten finanziellen Schädigungen mit Sicherheit zu schützen sind.

Die Prostitution in Amerika.

Auf dem internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Washington behandelte Professor Vernon M. Cady das Prostitutionsproblem. Er veranschlagte nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung die Anzahl der notorisch als Prostituierten bekannten Personen in Amerika auf 300 000, fügt aber noch eine Million Frauen hinzu, welche sich zwar auch als Dirnen ernähren, aber nicht „polizeinotorisch“ sind. Von den der Polizei bekannten Fremdenmädchen seien 80—90 Proz. geschlechtskrank. Der Professor berechnet den Verlust, der dem amerikanischen Volksvermögen alljährlich aus der illegitimen Vertriebung des Geschlechtstriebes entstehe, auf 3000 Millionen Dollar, während der Alkohol nur 2000 Millionen verbringe. Der Vortragende verlangte, der Staat solle die Anzeigenpflicht, die jetzt für Ärzte in Bezug auf manche andere Krankheiten besteht, auch auf Geschlechtskrankheiten ausdehnen und die obligatorische Untersuchung aller Personen, die sich zur Eheschließung melden, einführen.

Humor und Satire.

Im Eifer. „Lassen's nur mei Quack mit der Frau Maier — von hera woak i Gabna Sachen, die wo sie selber no gar nit woak!“

Die Direktrice. „Ach, wieviel Hüte probiert so eine Frau, bis sie merkt, daß sie eigentlich einen Unterrock kaufen wollte.“ (Jugend.)

Gut erwidert. Der bekannte Wiener Mathematikprofessor Gauber, ein etwas beleibter Herr, fand eines Tages beim Betreten des Hörsaales auf dessen Tafel die Worte: „Gauber ist ein Faß.“ Schnell gefasht erwiderte der Professor: „Sie irren, meine Herren, ein Faß ist von Reifen umgeben, ich jedoch bin von Unterreifen umgeben.“

Verantwortlich: Karl Bod in Halle a. S. — Druck der Halleischen Genossenschafts-Buchdruckerei.

